



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

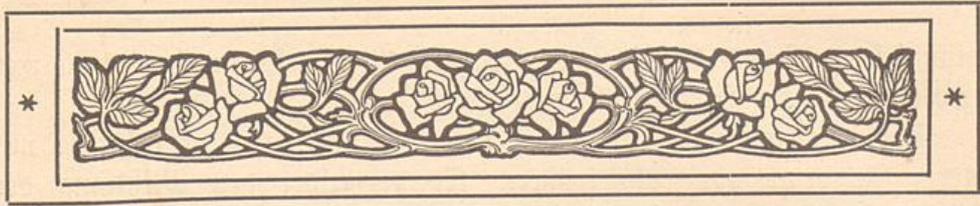
Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

Dritter Abschnitt. Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod.
(1831 - 1856.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940



Dritter Abschnitt.

Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod. (1831—1856.)

I.

Beginn der politischen Schriftstellerei. (1831—1832.)

Ob Heine völlig freiwillig sein Vaterland verließ, wie H. v. Treitschke meint, oder ob er gezwungen, auf einen Wink Metternichs hin, ins Exil ging, wird sich wohl kaum mit vollster Sicherheit feststellen lassen. Allerdings „war es damals zur Regel geworden, daß jeder junge radikale Schriftsteller eine Pilgerfahrt nach dem Mekka der Freiheit unternehmen mußte, um sich den wahren politischen Glauben anzueignen“. ¹⁾ Seit fast Jahresfrist saß Louis Philipp, der Günstling der liberalen Bourgeoisie und der Börse, auf dem Thron des hl. Ludwig. Er brach mit dem „Alerikalismus“, gewährte der Presse größere Freiheit, erließ ein neues Wahlgesetz und ersetzte ein Ministerium durch ein anderes, wenn die Kammer es verlangte. Das erschien zu jener Zeit den „Radikalen“ in Deutschland als ein paradiesischer Zustand, und sie eilten scharenweise nach Paris, um ihn sich näher anzusehen. Börne schrieb von der freien Land durchfließenden Seine aus interessante Briefe ins geknechtete Deutschland, und so ging auch Heine nach Paris, um sich an dem Völkerfrühling zu erfreuen und wohl auch, um Karriere zu machen. Der Onkel war so großmütig gewesen, ihm ein Jahresgehalt von 4000 Francs zuzusichern, das bei den üppigen Lebensgewohnheiten des Dichters ihn wenigstens vor dem Verhungern schützte.

¹⁾ Treitschke, III, S. 708.

Das Babel an der Seine und das Pariser Leben umfingen Heine bald mit bestreckender Gewalt; hier fand er den Boden, in dem er seiner Ansicht nach gedeihen mußte. Begeistert nennt er wenige Wochen nach seiner Ankunft Frankreich das Herz der Welt (V, S. 58), das Mutterland der Zivilisation und Freiheit (V, 63), die Franzosen das geistreichste und barmherzigste Volk (IV, S. 18); Paris ist ihm das eigentliche Frankreich, die Hauptstadt der ganzen zivilisierten Welt und der Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten (V, S. 56). Das alles schrieb er öffentlich, die Franzosen und Pariser erfuhren davon und zogen das Lob des liebenswürdigen deutschen Schriftstellers begierig ein.

Heine studierte Paris und Pariser Leben in den ersten Monaten seines Aufenthalts eifrig und gründlich. Er hielt, wie seine Briefe aus Paris beweisen, Augen und Ohren überall offen, und verschaffte sich eine achtungswerte Kenntnis der öffentlichen Zustände. Abends stürzte er sich in den Strom der Vergnügungen, die gewisse Tanzlokale ihm boten, und knüpfte mit mancher Schönen ein Verhältnis an, das weder auf Reinheit noch Dauer berechnet war. „Diese Neigungen,“ sagte Adolf Strodtmann¹⁾ „gingen selbstverständlich nicht tief, aber sie illustrieren die frivole Genußsucht seines Charakters, und es ist bekannt, daß er sich mit einem gewissen Cynismus seiner Lüderlichkeit rühmte.“ Kein Wunder, daß Heine hier sich wohl fühlte und die bekannte Redensart dahin verändert wissen wollte: wie Heine in Frankreich leben. Nur die beständige Angst vor polizeilichen Verfolgungen, von der Strodtmann²⁾ die lächerlichsten Geschichten erzählt, trübte sein sybaritisches Dasein.

Bald fand er einen Kreis von Gesinnungsgenossen. Er wurde in die bessere französische Gesellschaft eingeführt und zwar durch Rothschild, an den sein Onkel ihn empfohlen hatte. In den Soirées der Rothschild'schen Kreise, sowie bei Lafayette und den Ministern Comte Duchâtel und Salvandy, lernte er die Pariser Tagesgrößen sowie die bedeutendsten Dichter der Zeit kennen, wie auch seine Empfehlungen, die er Landsleuten zur Einführung bei den literarischen Größen mitgab, beweisen. Heine war aber, wie Bez a. a. D. zeigt, kein »homme du monde«, kein Salonlöwe, der den geistreichen, unwiderstehlichen Don Juan zu spielen und es zum Frauenlieblich zu bringen wußte; dafür war er zu launisch, sein Witz zu scharf und beißend. Er konnte während eines ganzen Diners kein Wörtchen von sich geben, wenn ihm etwas nicht paßte oder wenn er verstimmt war. Und von allen Pariser Salons blieb

¹⁾ II, S. 11. — ²⁾ II, S. 52.

er nur einem einzigen treu, dem der schönen italienischen Patriotin Prinzessin Belgiojoso, wo er Männer wie Mignet, Cousin, Bellini und Musset traf.

Zu seinen engeren Bekannten zählte bald der Dr. L. Béron, Verwalter der »Revue de Paris« und Direktor der »Grand Opéra«, ferner Béranger, der bekannte Chansonnier, den er aber später durch die Titulatur »polisson« beleidigte, und H. de Balzac, der Vater des realistischen Romans. Einen dichterisch ebenbürtigen Freund und Uebersetzer fand Heine an dem unglücklichen, guten und hochbegabten Gérard de Nerval, in dessen Hotel de Chimay er auch die bekanntesten Vertreter der Bohème, wie Henri Murger u. a., kennen lernte.

Wie bald die französische Geisteswelt Heine zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß die zwar junge, aber doch bereits führende »Revue des deux Mondes« sich die erste französische Uebersetzung der „Reisebilder“ sicherte und »L'Europe littéraire«, ein großangelegtes Unternehmen, mit dem französischen Original seiner „Romantischen Schule“ ihre erste Nummer einleitete.

Aber trotz dieser Erfolge und trotz seiner Eitelkeit, es auch in Frankreich zum großen und berühmten Schriftsteller zu bringen, widerstand er doch allen Verlockungen, es einem Alexander Weill und später Albert Wolff nachzumachen und sich in Frankreich zu naturalisieren. Die Liebe zum Vaterlande saß bei dem widerspruchsvollen Manne doch tiefer, als manche bissige, spöttische Bemerkung über Deutschland, manche Lobeshymne auf Paris ahnen ließ.¹⁾

Trotz dieses Anschlusses an französische Kreise verkehrte er jedoch vorwiegend mit Deutschen, wie Michael Beer, den er nicht leiden konnte, Felix Mendelssohn, Alex. v. Humboldt, Aug. Lewald, Koreff, Maltiz, Saphir u. a. Die Buchhandlung von Heideloff und Campe war es namentlich, wo alle durchreisenden Deutschen vorsprachen und ihre berühmten Landsleute in Paris kennen lernten. Im August 1831 traf er seinen ehemaligen Lehrer und Meister August Wilhelm von Schlegel, der sich über seinen einstigen Schüler und dessen literarische Leistungen sehr scharf aussprach. Er hatte sogar ein bissiges Epigramm über ihn veröffentlicht, in dem es hieß:

Deine Begeisterung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur.

¹⁾ Bek., S. 28 ff.

Heine rächte sich zunächst durch unanständige Witzeleien in den „Pariser Briefen“ für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ und verschob die eigentliche Hinrichtung seines Gegners auf eine spätere Gelegenheit, wo er sie mit raffinierter Grausamkeit ausführte.

Börne wurde von Heine sofort aufgesucht. Die beiden bis jetzt befreundeten Männer mißfielen sich bei der ersten Zusammenkunft auf französischem Boden gründlich. Aus Heines Feder liegt hierüber keine Aeußerung vor; Börne weiß dagegen in seinen Briefen an Madame Wohl über den Kampfgenossen nur Schlechtes zu melden.¹⁾ Er affektierte Melancholie, sei grenzenlos eitel und lebe in der gemeinsten Weise läuderlich; er habe eine Art von Lüderlichkeit, die ihm (Börne) weder in Büchern noch im Leben vorgekommen sei; er sei bestechlich, und man habe gesagt, daß er für tausend Francs das Schlechte lobe.

In der Tat finden wir in Heines bald nach seiner Ankunft in Paris erschienenen Schriften eine leichte politische Schwendung. Hierbei kommen in Betracht die Artikel, die er im zweiten Halbjahr 1831 über die Gemäldeausstellung in Paris (Bd. IV. der „Sämtl. Werke“) für das „Morgenblatt“ schrieb, sowie die Briefe, die er am 28. Dezember 1831 der „Allgemeinen Zeitung“ zusandte (Bd. V). Er spricht sich jetzt entschieden für die Monarchie aus und findet sogar in der Lehre von der absoluten Gewalt der Fürsten nichts Schlimmes (V, S. 110, IV, S. 63, 90). Das hindert ihn indessen eben so wenig wie früher, dem Königtum die Narrenkappe aufzusetzen und ihm begreiflich zu machen, daß es nur ein Königtum von Volkes Gnaden, also das Gegenteil eines Sakramentes, sei. „Die Völker sind ewig, nur die Könige sind sterblich,“ sagt er (V, S. 137) mit Benutzung des Mirabeauschen Spruches.²⁾ „Die Privilegien werden vergehen, aber das Volk ist ewig.“ Eine noch stärkere Stelle (V, S. 510) strich er nach einiger Ueberlegung selbst. Einen anderen Artikel, in dem er, wie Börne erzählt,³⁾ den grotesken Satz verteidigte: „Jedes Volk dürfe seinen König absetzen, wenn ihm dessen Nase nicht mehr gefiele,“ unterdrückte die „Allg. Ztg.“

Die Verwunderung über Heines scheinbare Bekerung zum „uralten Sakrament des Königtums“, das er jetzt sogar in der Form des Absolutismus verteidigte, blieb nicht aus. Gutzkow schrieb in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin“,⁴⁾ nachdem er Heine Abtrünnigkeit vorgeworfen: „Nur das versöhnt mich, daß er den Umfang seiner Jakobinermütze nicht

¹⁾ Prölk 197—198. — ²⁾ Stern I, S. 281.

³⁾ Dessen Sämtl. Werke X, S. 29. — ⁴⁾ S. 75.

nach und nach kleiner gemacht hat, sondern plötzlich wie ein Gott mit seinem neuen Glauben, dem konsequentesten Royalismus, dastand.“ Allgemein geriet Heine bei den deutschen Radikalen in den Verdacht, ein Renegat aus unlauteren Beweggründen zu sein. Daß Heine der Vorwurf politischer Gesinnungslosigkeit gemacht werden konnte, beruht vor allem darin, daß der Dichter eben so wenig eine abgeschlossene politische Weltanschauung besaß wie er eine geordnete sittliche Weltanschauung gewinnen konnte. Und da er keine feste Ueberzeugung hatte, keine bleibenden Grundsätze anerkannte, so wurde seine Beurteilung der jeweiligen politischen Lage und der handelnden Persönlichkeiten naturgemäß von den rasch wechselnden Gefühlen und Eindrücken seiner sensitiven Psyche bestimmt. Daß dabei egoistische und persönliche Rücksichten eine große Rolle spielten, kann nicht wundernehmen.

In den Pariser Briefen spannt er sein Lieblingsthema weiter (V, 149, 151). Höhere Beweggründe leiteten ihn dabei nicht, denn er gestand in einem Briefe an Barnhagen ein (Strodtmann, XX, 245): „Wenn meine Artikel in der »Allgemeinen Zeitung« Ihnen gefallen, so ist es für mich tröstlich. Denn ich traue ihrem Werte nicht; ich schrieb sie, teils um mich auch auf diese Weise geltend zu machen, teils des baren Vorteils wegen.“ Diese Aeußerung stimmt genau mit jener überein, die er von München aus machte.

Im Anschluß an diese Darlegung seiner politischen Ansichten bringt Heine Betrachtungen und Charakteristiken aus der Zeit der großen Revolution, die vortrefflich geschrieben sind, obgleich die Brille, durch die er die Taten der Revolution ansieht, vieles in trügerischer Beleuchtung erscheinen läßt. Hier fällt uns vor allem die Schilderung Mirabeaus auf (V, S. 165). Er hat die Gestalt des monarchischen Revolutionärs, des konstitutionellen Aristokraten liebevoll gezeichnet und ihr ein wenig von seinem eigenen Wesen mitgeteilt. Die bereits etwas abgekühlte Begeisterung für Napoleon I. sinkt noch um einige Grade. Schon in den Berichten über die Gemäldeausstellung bemerkte er, der Corse habe Europas Washington werden können, er sei aber nur dessen Napoleon geworden (IV, S. 65); jetzt sagt er, St. Helena sei für den Kaiser der Ort gewesen, wo er für die Treulosigkeit gegen die Revolution, „seine Mutter, habe büßen müssen“ (V, S. 195). Damit vergleiche man das IX. Kapitel des „Buches Le Grand“, wo St. Helena als das hl. Grab der Völker und Napoleon als der weltliche Heiland bezeichnet wird! (III, S. 160).

Ueber Louis Philipp äußert er sich wiederholt wegwerfend. Er läßt ihm als Menschen Gerechtigkeit widerfahren; als Herrscher bewißelt

und bekämpft er ihn, weil er in ihm einen verkappten Feind der bürgerlichen Freiheit wittert (V. 30, 81, 172, 176, 204). Ebenso schlimm ergeht es Guizot, der damals als Minister kandidierte (V, 27, 108). Später sind diese beiden Männer in der Gunst Heines gewaltig gestiegen — wir werden sehen, warum.

Die Berichte Heines fanden in Deutschland und, da die französischen Zeitungen Teile aus ihnen übersetzten, auch in Paris Beachtung. Der Verfasser schwebte indessen in beständiger Furcht, wie die deutschen Regierungen und die Republikaner in beiden Ländern seine Artikel aufnehmen würden. Die Republikaner dachten aber weit weniger oft an Heine als er an sie; den deutschen Regierungen waren die Berichte freilich unangenehm, aber doch eigentlich nur, weil sie in einem so angesehenen und verbreiteten Blatte, wie die „Allgemeine Zeitung“, Aufnahme fanden. Genz schrieb in Metternichs Auftrag einen Brief an Baron von Cotta,¹⁾ in dem er Heine — den er als Dichter liebe — einen verruchten Abenteuerer nennt und dringend ersucht, ihm die Spalten der Zeitung zu verschließen. Cotta beeilte sich, dem zarten Winke, dem unangenehme Maßregeln folgen konnten, nachzugeben. Am 15. Juli 1832 mußte Heine seine Berichte einstellen.

Das erregte ihn derart, daß er beschloß, die Briefe sofort als Buch herauszugeben und alle Stellen aufzunehmen, welche die Zensur gestrichen hatte. In einer Vorrede, die sich hauptsächlich gegen den das Repräsentativ-System verwerfenden Bundestagsbeschluß vom 28. Juni 1832 richtete, redete er eine kühne Sprache. Er strebe, sagt er (V, S. 11 u. ff.) ein großes Völkerbündnis an, das gestatte, nicht mehr stehende Heere von vielen hunderttausend Mördern zu füttern. Eine Handvoll Junker, die nichts gelernt haben, als ein bißchen Kostäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenstücke, wähten, ein ganzes Volk betören zu können. Die kleinen deutschen Fürsten will er nicht so sehr beschuldigen wie Oesterreich und Preußen, und von diesen beiden will er ersteres noch schonen, weil es ein offener, ehrlicher Feind sei. Aber Preußen! Er spottet über die gelehrten Knechte an der Spree, die von einem großen Imperator des Borussia-Reichs träumen; „die langen Finger der Hohenzollern“, denen es nicht gelingen werde, die Krone Karls des Großen zu erfassen und zu dem Raube so vieler polnischer und sächsischer Kleinodien in den Sack zu stecken. Er traue diesem Preußen nicht, diesem langen, frömmelnden Ramaschenhelden mit

¹⁾ Strodtmann II, S. 55.

dem weiten Magen und dem großen Maule und dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser tauche, ehe er zuschlage. Tief widerwärtig sei ihm dies steife, heuchlerische und scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten. Vom König von Preußen verlangt er die versprochene Konstitution und er erinnert ihn in hämischen Worten an die Schlacht bei Jena. Napoleon habe damals unterlassen, Preußen völlig zu vernichten; aus Dankbarkeit habe der „preußische Esel“ einige Jahre später den „sterbenden Löwen“ noch mit Fußtritten traktiert. Schließlich nennt er das deutsche Volk einen riesengroßen Narren, dessen buntscheckige Jacke aus sechsunddreißig Flecken zusammengesetzt sei, dessen Schellen aus Kirchenglocken beständen, und dessen Brust von unendlichen Schmerzen durchwühlt werde. Er ergöße mit seinen Riesenspäßchen die Fünckerlein, balanciere unzählige Lasten auf seiner Nase und lasse viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche trampeln. „Aber,“ fragt Heine die Fürsten am Schluß, „habt ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all die Lasten zu schwer werden, daß er eure Soldaten von sich abschüttelt und euch selber aus Ueberspaß mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daß euer Hirn bis an die Sterne spritzt?“ (S. 25.) Der letzte Satz ist eine sehr belehrende Illustration zu Heines „uraltm Sakrament des Königstums“.

Aus der Vorrede blickt überall der persönlich beleidigte Verfasser hervor, dem „ein Knecht des Bundestags“ im Auftrage seines Herrn eine ergiebige Einnahmequelle verstopft hatte. Der Ton dieser Kriegserklärung schwankt beständig zwischen lächerlichem Pathos und Trivialität. Was er geschrieben, mußte allerdings, wie er selbst einsah (16. Juli 1833), ihm für immer die Rückkehr nach Deutschland versperren, und gleichzeitig beweisen (19. Dezember 1832), daß er kein bezahlter Schuft sei. Indessen spielte ihm die Zensur einen bösen Streich, indem sie die Vorrede unbarmherzig verstümmelte und manchen Satz in das Gegenteil verkehrte. Heine beklagte sich in einem höchst erregten Briefe an Campe, wie in einer öffentlichen Erklärung, bitter über ein solches Verfahren und forderte von seinem Verleger, daß die Vorrede unverstümmelt in besonderen Abzügen gedruckt werde. Kaum war die Broschüre aber fertig gestellt, als Heine, dem inzwischen hange geworden war, die Weisung ergehen ließ, alle Exemplare einzustampfen. Trotzdem erschien bald darauf die unverkürzte Vorrede in einer Pariser Buchhandlung.

Die anscheinend unbedeutende Angelegenheit wirft ein helles Licht auf Heines geheime Beweggründe. An Barnhagen schrieb er (16. Juli 1833), der Verleger habe trotz seinem Verbot, die Vorrede auszugeben,

einige Exemplare derselben an durchreisende Polen geschenkt, eines derselben sei einem Deutschen in Paris in die Hände gefallen, der nunmehr die Vorrede auf eigene Faust veröffentlicht habe. Aus einem Briefe an Laube (23. November 1835) erfahren wir, die famose Vorrede sei durch den preussischen Spion Klaproth in die Welt gekommen. Am 10. Juli 1833 jedoch rühmt er sich in einem Briefe an Laube der Veröffentlichung der Vorrede, die das Publikum belehren werde, ihm zu vertrauen, wenn er auch etwas allzu gelinde rede; er fürchte jeden Augenblick, wegen der Vorrede arretiert zu werden. Dem preussischen Gesandten in Paris aber machte er einen Besuch, um ihm die Versicherung zu geben, daß er gegen Preußen nicht so feindliche Dinge im Schilde führe, als das Gerücht ihm zuschreibe.¹⁾

Anscheinend hat Heine selbst jenen angeblichen „preussischen Spion“ veranlaßt, die Vorrede herauszugeben, um die Schuld auf einen anderen wälzen zu können. Wir begegnen hier bei dem „todwunden Kämpfer“ für die Sache der Freiheit von neuem dem Bestreben, öffentlich feindselig aufzutreten und heimlich um die Gunst der Angegriffenen sich zu bemühen. Bat er doch auch, als Graf Moltke nach Paris kam, denselben am 25. Juli 1831 um Verzeihung wegen der Vorrede, die er zu Kahldorffs Schrift gegen den Grafen verfaßt hatte. Heine hatte immer noch die Absicht, es mit der preussischen Regierung nicht ganz zu verderben. Eine Aeußerung in Börnes Pariser Briefen²⁾ deutet darauf hin, daß man in Preußen gefährliche Personen durch eine Anstellung unschädlich mache, und er nennt auch Heine dabei. Wir wissen, daß letzterer tatsächlich in dieser Richtung Schritte getan hat, die er freilich am 19. November 1833 in einer öffentlichen Erklärung ableugnen konnte (VII, S. 529), weil er nie ein direktes Gesuch eingereicht hatte. In Paris trieb er dasselbe Spiel weiter. Für eine sorglose Existenz hätte er viel gegeben. Eine solche zu erwerben, hatte er nach eigener Angabe (an Barmhagen, Mitte Mai 1832) oft Gelegenheit, aber es sollte angeblich unter Bedingungen geschehen, „gegen die er nicht als Patriot, sondern als vornehmer Mann eine bestimmte Repugnanz“ hatte. Also auch andere Personen, als Börne und dessen Bekannte, hielten Heine für käuflich. Etwas ähnliches deutet Genz in seinem Briefe an Cotta an,³⁾ indem er sagt: „Was ein verruchter Abenteurer, wie Heine, eigentlich will und wünscht . . . mag ich nicht weiter untersuchen, obgleich es sich leicht erraten läßt.“

¹⁾ Strodtmann II, 64. — ²⁾ VIII, Brief 27. — ³⁾ Strodtmann II, 55.

Verschiedene Anzeichen lassen allerdings stark vermuten, daß Heine bei seiner politischen Schriftstellerei Nebenabsichten verfolgte. Der Verrückter der Revolution, der in so leichtfertiger Weise von Fürstenmord spricht, spielte sich als Verteidiger der Monarchie auf, während er gleichzeitig gegen die Pfaffen und Junker ins Feld zog. Ein Brocken für die Radikalen, und ein Butterbrot für die Regierungen! Er trug auf beiden Schultern. „Halten Sie mich doch heileibe für keinen Vaterlandsretter!“ bittet er am 19. Dezember 1832 Zimmermann. In einem Briefe an seine Mutter drückt er sich noch schärfer aus. Als er ein Jahr später den ersten Band des „Salon“ herausgegeben hatte, schrieb er ihr (4. März 1834), es seien viele Zoten darin, das sei politische Absicht gewesen. „Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblicke kein ratsames Renommee. Die Demagogen sind wütend über mich, sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag sich einen anderen Narren suchen.“ An Laube schreibt er (10. Juli 1833): „Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig als möglich. Dissimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe dies nie gefürchtet.“ Aber er hat es durch sein Dissimulieren dahin gebracht, daß man ihn „verkennen“ muß. „Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken,“ gesteht er Barnhagen (16. Juli 1833), „glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen.“ Mitte Mai 1832 schrieb er Barnhagen sogar, er stehe jetzt auf dem Friedensfuß mit allem Bestehenden, und wenn er noch nicht desarmiere, so geschehe es nur der Demagogen wegen, gegen die er einen schweren Stand habe. Endlich teilt er seinem Bruder Maximilian mit (21. April 1834): „Ich will jetzt nichts Politisches herausgeben (obgleich ich dessen genug geschrieben), überhaupt will ich in dieser Reaktionsepoche nur zahme Bücher herausgeben.“

Ein Mann, der heimlich in solchen Winkelzügen sich ergeht, während er öffentlich mit der Idealität seiner Absichten prahlt, verdient wahrlich nicht, daß man ihn als ernsthaften Politiker und politischen Märtyrer feiert.

Die Buchausgabe der Pariser Berichte erregte in Deutschland nur geringes Aufsehen. Dagegen trat Börne nunmehr entschieden gegen seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen auf. Schon im 106. Briefe ¹⁾

¹⁾ XII, 48.

gibt er ihm einen Seitenhieb; im 109. ¹⁾ hält er blutige Abrechnung. Er läßt ihm seinen Ruhm als Dichter, wirft ihm aber in seiner politischen Schriftstellerei Mangel an Ernst und Gesinnung vor. Er nennt ihn — in Börnes Augen ein fürchterlicher Schimpf — den Jesuiten des Liberalismus und fügt hinzu: „Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine enträglichke Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen.“ Heines Antwort erschien erst — nach Börnes Tode!

II.

Die Schriften über Deutschland. Die „Neuen Gedichte“ und Verwandtes.
(1833—1835.)

Schon bald nach seiner Ankunft in Paris ward Heine mit dem System des Grafen Claude Henry St. Simon und mit einigen von dessen Jüngern bekannt. St. Simon erklärte das Christentum für eine abgelebte religiöse Form. Seine neue verwässert-pantheistische Religion sollte eine vollständige Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse einleiten. In seinem neuen Staat sollte lediglich der Erwerb durch eigene Arbeit zulässig sein. Die Regierung wollte er unter Ausschluß des Repräsentativ-Systems in die Hände der Priester der neuen Religion legen, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt haben sollten.

Heine interessierte sich lebhaft für diese Ideen, die nach seiner Ansicht „nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten“ (an Barnhagen, Mitte Mai 1832). Die tieferen Fragen der Revolution, schreibt er (10. Juli 1833) an Laube, „betreffen weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlfsein des Volkes. Seit durch die Fortschritte der Industrie und der Dekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen und weniger arbeiten und mehr tanzen werden.“ Es fiel Heine indessen nicht ein, für die Verbesserung der Lage des arbeitenden

¹⁾ XII. 65.

Standes auch nur einen Federstrich zu tun. Er haßte den Böbel (VI, S. 41—44), achtete ihn aber seiner kräftigen Fäuste wegen als den wirksamsten Hebel, um den Staat aus den Fugen zu heben.

Zunächst schätzte Heine an der neuen Lehre den Haß gegen den Katholizismus; am meisten aber zogen ihn die Folgerungen an, die St. Simons Schüler Enfantin aus dessen Lehren zog. Enfantin baute seines Meisters System nach der sittlichen Seite aus und warf dem Christentum vor, daß es dem Trieb des Menschen zu sinnlichen Genüssen Hindernisse in den Weg lege „Auch in der Materie offenbare sich der Geist Gottes, und die Sinnlichkeit des Menschen sei so gut sein Werk wie das geistige Streben.“¹⁾ Er verlangte Freiheit des Genusses, Freiheit in der Liebe, Weiber- und Männergemeinschaft.

Heine war klug genug, die letzte Forderung unbeachtet zu lassen. Dagegen stimmte er für die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches, die auch die Parole des jungen Deutschlands wurde.²⁾ Die Philosophie des sinnlichen Genusses wird das Leitmotiv seiner schriftstellerischen Arbeiten und mancher Auslassung in seinen Briefen. „Monarchie oder Republik,“ schreibt er am 23. November 1835 an Laube, „demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie oder gar durch Absolutismus . . . für welche letzteren ich gar keine große Abneigung habe. . . . Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit versauert, so wird auch die Moral stinkig. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesund, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.“

Wir werden später sehen, was Heine unter der Idee des Lebens und unter gesunder Religion versteht.

Zuerst trat er mit seiner, wenn nicht neuen, doch nunmehr „philosophisch begründeten“ Weltansicht in dem 1833 erschienenen Buche über

¹⁾ Gfster I, 105. — ²⁾ Ein franz. Kritiker, E. Montégut, hat dagegen darauf hingewiesen, daß Heine die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches nicht von den St. Simonisten übernommen habe, wie dies allgemein geglaubt werde, sondern daß diese Lehre schon im „Almanach“ hervortrete und in »De l'Allmagne« dann offen und voll Beredsamkeit gepredigt werde. Montégut dreht sogar den Stiel um und stellt die Hypothese auf, daß es im Gegenteil Heine war, der die St. Simonisten beeinflusste. Bez, S. 308.

die romantische Schule in die Öffentlichkeit (Elfter, Bd. V). Er bekennt sich darin (S. 253) zum Pantheismus St. Simons und wendet sich dann gegen den Katholizismus. Derselbe habe als erstes Dogma die Verdammnis alles Fleisches. Durch dieses unnatürliche Prinzip sei recht eigentlich die Sünde und Hypokrisie in die Welt gekommen. Durch Verwerfung der irdischen Güter und Auferlegung der „Hundedemut und Engelsgeduld“ sei der römische Katholizismus eine der festesten Stützen des Despotismus geworden. Jetzt habe die christliche Weltansicht ihr Ende erreicht. Die Menschen ließen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen und verlangten nach den Genüssen der Erde (S. 218). Sie sei heilsam gewesen gegen den altrömischen Materialismus, aber sie habe auch Rom vernichtet. „Rom wurde durch das jüdische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen weikenden Gliedern entsanken und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller“ (S. 219). Im germanischen Norden dagegen wirkte das Christentum dadurch heilsam, daß es die vollblütigen barbarischen Völker zivilisierte.

In dem Buche zur „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (Bd. IV), das zuerst französisch in der »Revue des deux mondes«, Jahrgang 1834, und Anfang 1835 als zweiter Band des „Salon“ erschien, führt er das Thema weiter aus. Die christliche Idee habe sich entwickelt aus den Lehren der Gnostiker und Manichäer, die ihr die Lehren von den beiden Prinzipien, dem guten und dem bösen, Christus und Satan, verliehen hätten. Jenem gehört die Seele, diesem der Leib. Die ganze Natur ist ursprünglich böse; deshalb muß man allen sinnlichen Freuden entsagen und den Leib, das Lehen Satans, kasteien (S. 169). „Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christentums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet . . . das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden . . . und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Einst, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christentum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklicheren und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmütig lächeln über ihre armen Vorfahren“ (S. 170).

Fast demselben Gedanken hatte Heine bereits in der Beschreibung seiner italienischen Reise Ausdruck gegeben (S. 281). Dies Ideal der Freiheit sinnlichen Genusses schwebte ihm noch in seinen letzten Lebens-

jahren vor, als er zu Fanny Lewald äußerte: ¹⁾ „Es hat mir immer leid getan, wenn die Häßlichkeit lasterhaft wurde; aber wenn die Schönheit sich ruinierte, tat es mir weh. Es ist dies ein Ausschlag des christlichen Spiritualismus, das Geschlechtsverhältnis ist dadurch unheilbar forrumpiert. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizeiehe des Christentums und auf der anderen die Depravation, der das Konkubinat anheimfällt, weil es außer dem Gesetz ist und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das alles muß geändert werden.“

Enfantin hatte nur ausgesprochen, was längst Heines Sittenkodex bildete; Heine bemächtigte sich der neuen Formeln, entkleidete sie der überschwenglichen philosophisch-religiösen Phrasen, mit denen »Père« Enfantin sie dem Publikum darbot, und brachte sie nun in gefälliger Gestalt wieder in Umlauf. Die Lehre vom geknechteten Fleisch, vom Ursprung der römisch-katholischen Weltansicht, von ihrer Ausbreitung und ihrem Ende ist wesentlich das Eigentum St. Simons und Enfantins.

Heine zeigt dann in der Darstellung des Auftretens Luthers und in der Geschichte der Reformation neben vielen überraschend richtigen Urteilen eine noch größere Oberflächlichkeit. Merkwürdigerweise ist ihm Luther Vertreter des Spiritualismus. Sehr gut ist seine Schilderung der rasch eintretenden Wirkung der Reformation auf heiratslustige Mönche und Nonnen, länderlüchtige Fürsten und weltlich gesinnte Prälaten (S. 188, 189). Aber von dem segensreichen Einfluß der Reformation ist Heine überzeugt. „Indem die notwendigsten Ansprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit“ (S. 192).

Mit der Reformation, fährt Heine fort, wurde die Vernunft die oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen, und die Blüte dieser Denkfreiheit sei die deutsche Philosophie. Er geht dann auf die einzelnen philosophischen Systeme von Descartes bis auf Schelling ein. Hervorhebung verdient die Schärfe und Konsequenz, mit der er aus der Reformation die deutsche Philosophie und aus dieser die politische Revolution herleitet (IV, S. 293).

Heine zeichnet die verschiedenen Philosophien in großen Zügen und bemüht sich, den inneren Zusammenhang der einzelnen Systeme klarzulegen. In die Tiefe geht er nicht, aber das Charakteristische weiß er

¹⁾ Westermann, Bd. 62, S. 102.

scharf hervorzuheben. Er erinnert an einen geschickten Fremdenführer, der in der großen Stadt ziemlich Bescheid weiß und Herkunft und Stil der Monumentalbauten seiner wißbegierigen Gesellschaft in leicht fließender Rede zu erklären sucht. Meist weiß er auch von den manchmal wunderlichen Heiligen zu erzählen, die einst in den jetzt nur schwach bewohnten oder verlassenen Palästen hausten. Häufig fesselt der liebenswürdige Cicerone seine Zuhörer durch pikanten Anekdotenstrom so sehr, daß sie ganz vergessen, wie wenig ihnen der Mann über die Bauten selber sagt. Erst wenn sie wieder im Coupé sitzen und an der Hand ihres Reisebuches das Geschaute noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, finden sie, daß der gefällige Führer doch noch weit mehr hätte sagen können.

Mehr Beachtung als der feuilletonistische Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie verdient der Literaturhistoriker. Sein Buch über die romantische Schule muß trotz einseitiger Auffassung zu den ausgezeichnetsten Werken unserer ästhetisch-kritischen Literatur gezählt werden. Hier ist der Cicerone nicht allein gleichzeitig feinsinniger Kenner der von ihm gezeigten Kunstwerke, sondern auch ein Meister vom Fach. Wir staunen über die Fülle literaturhistorischen und ästhetischen Wissens. Die Folgerungen, die Heine aus ihr zieht, fordern freilich oft unseren lebhaften Widerspruch heraus.

Nachdem Heine, wie oben angegeben, zu zeigen versucht, daß das Christentum die Völker des Nordens vergeistigt habe, fährt er fort: Die Kunstwerke des Mittelalters zeigten mit seltenen Ausnahmen die Bewältigung der Materie durch den Geist und den romantischen Charakter, der sie von der klassischen Poesie streng unterscheidet. Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche darzustellen¹⁾ und nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole; sie machte die entseßlichsten Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen (S. 224).

¹⁾ K. E. Franzos rühmt in der „Frankf. Ztg.“ (1890 Nr. 144) diese Definitionen als ausgezeichnet und als Heines Eigentum; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß er sie von A. W. von Schlegel geradezu entlehnt hat. In seinen 1801 in Berlin gehaltenen „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst“, die Seuffert 1884 herausgegeben, sagt der Theoretiker der romantischen Schule (Bd. I, S. 90, 91): „Das Schöne ist eine symbolische Darstellung des Unendlichen . . . Wie kann nun das Unendliche an die Oberfläche, zur Erscheinung gebracht werden? Nur symbolisch, in Bildern und Zeichen . . . Dichten . . . ist nichts anderes als ein ewiges Symbolisieren; wir suchen entweder für etwas Geistiges eine äußere Hülle, oder wir beziehen ein Äußeres auf ein unsichtbares Inneres.“ Sicher hat Heine diese Ansichten auch aus dem Munde Schlegels selbst vernommen.

Als der Katholizismus erblich, lebte die griechische Poesie wieder auf, und in Kunst und Leben regte sich der Protestantismus (S. 227). In Frankreich gewann die neuklassische Poesie das Regiment und beherrschte von dort aus auch das übrige Europa (S. 228).

Gegen diese Fremdherrschaft erhob sich Lessing und empfahl die wahre griechische Kunst. Dadurch aber veranlaßte er törichte Nachahmungen, und seine religiösen Forschungen riefen den plattesten Rationalismus hervor. Die Mittelmäßigkeit gewann die Oberhand (S. 230), gegen die selbst Goethes Genie lange Jahre erfolglos ankämpfte. Die romantische Schule bildete aber eine wirksame Reaktion (S. 232). Die Gebrüder Schlegel priesen hauptsächlich die Werke der christlich-katholischen Kunst des Mittelalters als Muster (S. 233) und sie führten den Dichter an den verschütteten Quell einer naiven, einfältigen Poesie. Aber viele tranken im Uebermaß aus dem verjüngenden Quell, und sie wurden kindisch (S. 234).

Als aber die Rückkehr zum Mittelalter so innig wurde, daß viele der romantischen Dichter und Künstler zur katholischen Kirche übertraten, da schüttelte man im protestantischen Deutschland den Kopf, und als man gar entdeckte, „daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europas verschworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entstand großer Unmut und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland“ (S. 240). Boff kämpfte gegen das jesuitisch-aristokratische Ungetüm (S. 242) und zerstörte die in Deutschland grassierende Vorliebe für das Mittelalter (S. 245). Auch Goethe erhob nun seine Stimme gegen die romantische Schule und „vernichtete den ganzen Spuk“ (S. 246). Damit begründete er seine Alleinherrschaft, und von den Schlegeln sprach man nicht mehr (S. 248).

Das Bild ist im allgemeinen richtig; im einzelnen zeigt es Lücken und enthüllt am Schluß arge Voreingenommenheit. Heine hebt nicht hervor, daß die Romantik doch auch eine Reaktion gegen den Klassizismus bedeutete, und daß die Philosophie Fichtes und Schellings einen hervorragenden Einfluß auf die Ausgestaltung der romantischen Doktrin ausübte.¹⁾ Daß an der Zertrümmerung der Romantik das „beleidigte

¹⁾ Haym S. 256, 773.

protestantische Bewußtsein“ nicht geringen Anteil hatte, ist sicher; zugrunde gegangen ist aber die romantische Schule an sich selbst, da ihre Hauptvertreter nicht gelernt hatten, mit ihrem Reichtum zu wirtschaften. Sie ist gestorben am embarras de richesse, und der Protestantismus gab mit Bossens ungeschlachten Holzschuhen, um ein Lieblingsbild Heines zu gebrauchen, „dem sterbenden Löwen den letzten Tritt“. Die Jesuiten hatten mit der romantischen Schule so wenig zu tun, wie mit den Klassikern von Weimar; wäre es der Fall, so hätte Haym in seinem tendenziösen Werke über die romantische Schule sie gewiß festgenagelt.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung geht Heine an die Charakteristik der einzelnen romantischen Dichter. Er beurteilt Friedrich Schlegel noch ziemlich günstig; über August Wilhelm, den er fast nur als Uebersetzer und Metriker gelten läßt, hält er fürchterlich Gericht. Er verurteilt seinen ehemals begeistert besungenen Meister zu langsamem Martertode und nimmt die Exekution selber vor. Aber er geht doch nicht so weit, wie bei der Hinrichtung des Grafen Platen. Mit freundlichem Lächeln, unter pikanten Witz, in tadellosem Frack und weißen Handschuhen führt er sein Opfer auf das Schafott und befördert es mit so liebenswürdiger Heiterkeit in das Jenseits, daß der Zuschauer meint, der Gemartete müsse selbst noch mitlachen.

Was Heine über das kritische und dichterische Können der beiden Schlegel sagt, wird man im ganzen unterschreiben dürfen. Eben so richtig beurteilt er Tieck. Sobald er aber einen wahren Katholiken zu charakterisieren hat, wird er ungerecht und sogar gemein. Die Bedeutung des großen Görres ist ihm durchaus nicht klar geworden. Mit wenigen Worten berührt er dessen publizistische Tätigkeit, und am Schluß beschimpft er ihn in abscheulicher Weise (S. 297). Bei dieser Gelegenheit drängt er auch in wenigen Zeilen die krassen Verleumdungen gegen den Jesuitenorden zusammen (S. 299). Ebenso oberflächlich behandelt er Brentano, Novalis und E. Th. A. Hoffmann, während er von Arnim ein fein gezeichnetes Bild entwirft. Gegen den Schluß eilt er rascher vorwärts und gibt nur noch leichte Skizzen an Stelle ausgeführter Charakterbilder.

Heines Buch ist eine gründliche Abrechnung mit seiner Vergangenheit als Dichter. Er selbst war ein Sohn der Romantik; viele Eigenschaften der schönen Mutter hatten sich auf ihren Sohn vererbt, aber von ihrer Glaubensfreudigkeit, ihrer Begeisterung für das Christlich-Schöne war nichts auf ihn übergegangen als ein flüchtiges Interesse. Gern erkannte er mit ihr der Phantasie den größten Einfluß zu, aber er litt nicht, daß sie ihn kommandierte. Sehr früh schon trennte er sich

von seinen Brüdern, mit denen er in Neuzerlichkeiten bis an sein Lebensende Aehnlichkeiten zeigte, die oft überraschend hervorsprangen; er ging seinen eigenen Weg. Jene glaubten, was sie schrieben; um sich sahen sie die schattenhaften Gestalten schweben, die sie ihren Freunden vorführten; Heine beschwor die Bewohner anderer Welten, vor ihm zu erscheinen und seinen Befehlen zu gehorchen. Jene schwelgten in der Schönheit der Natur; für Heine war sie oft nur geschmackvolle Dekoration, der Frühlingsdunst ein anmutiges Parfüm, um seine Verehrer zu erfreuen, und seine Liebeslieder wurden oft nur gesungen des Publikums wegen. Die Romantiker unterlagen ihrer Phantasie, wie ein Monarch der Revolution; Heine bändigte sie und bezwang mit ihr einen großen Teil der gebildeten Welt. Die Romantiker waren Verschwender; Heine kannte seine Mittel und berechnete wie ein vorsichtiger Spekulant, wie viel er wagen könne.

Dieser Gegensatz tritt in seinem Buche scharf hervor. Er zerlegt die Erscheinungen der christlich-deutschen Poesie und hebt ihre unleugbaren Schwächen mit eindringender Schärfe hervor; für die Größe dieser wunderbaren Literatur-Erscheinung, für den tiefen Gehalt, der ihr zugrunde lag, hat er kein Auge.

Seine erweiterte religiös-sittliche Weltansicht hat Heine 1834 im ersten Bande des „Salon“ in Dichtung umgesetzt, der neben den bereits erwähnten Berichten über die Gemälde-Ausstellung eine Reihe von Gedichten, sowie „Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ enthielt. Das Urtheil über diese schamlose Bordellpoesie überlassen wir einem Biographen und Bewunderer Heines. Strodtmann sagt:¹⁾ „Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Luzifers von der Höhe des Ideals in den Gassenkot, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels Hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuss steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein seligmachende Fleisch wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt.“ Ebenso schroff drückt K. von Gottschall sich aus,²⁾ den niemand der Brüderie anklagen wird. „Hier wird der Dichter,“ sagt er, „ganz zum poetischen

¹⁾ II, 112, 113. — ²⁾ II, S. 61.

Sklavenhändler, der die Reize und Formen der feil gebotenen Schönheit besingt Das ist der offenbare, unmaskeerte Skandal." Heine schadete sich durch die Herausgabe des „Salon“ außerordentlich in Deutschland, so daß er fürchten mußte, neue Werke von ihm würden in seinem Vaterlande nicht mehr genügenden Erfolg haben.

III.

Literarische Streitigkeiten. Wiederaufnahme der politischen
Schriftstellerei. (1836—1843.)

1836 traf Heines literarische Tätigkeit ein schwerer Schlag. Das junge Deutschland, zu dem Männer wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludwig Wienberg gehörten, die an dichterischer Bedeutung an Heine nicht entfernt heranragten, ihn aber an Kenntnissen und zielbewußtem Streben überragten, predigte in zahlreichen Schriften und eigenen Journalen ein neues Evangelium der sittlichen, religiösen und politischen Freiheit. Wolfgang Menzel, der bis dahin mit den Hauptvertretern der Schule auf gutem Fuß gestanden hatte, trat von September 1835 bis Frühjahr 1836 heftig gegen sie auf, forderte die verbündeten Regierungen zu entschiedenen Maßregeln heraus und behauptete, daß der ganze Unfug von Heine ausgegangen sei. Damit tat er Heine eine zu große Ehre an. Gewiß waren die Männer des jungen Deutschland in ihren Endabsichten mit Heine in voller Uebereinstimmung, gewiß hatten sie auch in der Methode viel von ihm gelernt, aber sie standen ihm persönlich fern und sie marschierten getrennt. Im Grunde waren sie auch nur eine durch die neueste deutsche Philosophie beeinflusste Nachbildung jener französischen Geistesrichtung, von der auch Heine die saftigsten Bestandteile in sich aufgenommen hatte. Heine, der angriffslustigste Schriftsteller jener kampfbegierigen Zeit, konnte das Gleiche von anderen nicht ertragen; er geriet über das Vorgehen Menzels, mit dem er wegen einer 1828 in Menzels Literaturblatt erschienenen ungünstigen Kritik seiner Gedichte noch abzurechnen hatte,¹⁾ in heftige Aufregung und gab Laube am 23. November 1835 neben anderen nicht auszuführenden und nicht wiederzugebenden Ratschlägen auch den, den Gegner persönlich anzugreifen. „Lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er

¹⁾ Karpeles S. 294.

gestänkert, die nötigen Details geben zu einer Biographie.“ Seit jener Zeit wird Menzel in den meisten deutschen Literaturgeschichten als verabscheuungswürdiger Denunziant behandelt. Denunziant kann man aber nicht jemanden nennen, der in einer Zeitung erzählt, was dem gebildeten Deutschland längst bekannt war.

Menzels Vorgehen hatte Erfolg; am 10. Dezember 1835 erließ der Bundesrat ein Verbot (VII, 545) der sämtlichen Schriften der genannten jungen Männer, während Preußen noch besonders gegen sie vorging. Mundt und Laube unterwarfen sich, Heine dachte nicht daran. Er hatte ein gutes „loyales und royales Gewissen“ (an Campe, 12. Januar 1836) und glaubte, man erwarte nur Demarchen von seiner Seite, um ihn frei zu geben.

Am 28. Januar 1836 richtete er ein Bitt- und Protestschreiben (VII, S. 530) an den Bundestag, das in jenem „Stil des fecksten Tertianers“ gehalten ist, den er an Herwegh tadelte (II, S. 190). Von den Gesandten wurde es gewiß mit einem Lächeln beiseite gelegt. Preußen war indessen so einsichtig, am 16. Februar 1836 das Verbot dahin zu lindern, daß es den genannten Schriftstellern nicht jede literarische Tätigkeit fernerhin verbot, sondern ihnen gestattete, mit ihrem Namen unter der Aufsicht der Zensur zu schreiben. Heine sträubte sich in mehreren Briefen an Campe ganz entschieden, sich der Zensur zu unterwerfen, und verlangte, daß sein Verleger den dritten Salon-Band unter Heines Namen herausgebe. Indessen erklärte er sich schließlich damit einverstanden, den Band nach Gießen zur Zensur zu senden. Als derselbe, mit dem dortigen Imprimatur versehen, erschien, wurde er doch in Preußen und Bayern sofort verboten. Ebenso erging es einer Broschüre gegen Menzel, die von Zensur zu Zensur wandern mußte, ehe die Druckerlaubnis erteilt wurde.

Heine will lange gezögert haben, ehe er gegen den ehemaligen Kampfgenossen die Feder ergriff; dann aber tauchte er sie in Gift und Galle und überhäufte Menzel mit einer Fülle von Schimpfworten. Die literarische Bedeutung Menzels suchte er herabzudrücken, obgleich er selbst dessen Werk über die deutsche Literatur 1828 (VII, S. 244) sehr gerühmt und in einem Briefe an den Verfasser (8. Mai 1828) als das bedeutendste Buch seit Fr. Schlegels Vorlesungen bezeichnet hatte. Nebenbei suchte er die Wirkung seiner Broschüre durch anonyme Korrespondenzen in hervorragenden Zeitungen, aus Stuttgart datiert und des Inhalts, daß Menzel sich dort infolge der Heineschen Angriffe

nicht mehr halten könne, zu unterstützen (3. Oktober 1837).¹⁾ Das Büchlein hatte übrigens geringen Erfolg. Das Publikum blieb teilnahmslos, und Menzel ließ die Herausforderungen Heines völlig unbeachtet, was diesen mit großem Ingrimm erfüllte.

Allem Anschein nach trat um diese Zeit eine heftige moralische Krisis an den Dichter heran. Das Verbot seiner Bücher und der immer drohendere Geldmangel drückten ihn nieder, die Aussicht auf eine baldige Rückkehr ins Vaterland und die Hoffnung auf eine gesicherte Stellung entschwandten immer mehr; augenscheinlich hätte der schwankende Mann gern seinen Frieden mit Deutschland gemacht, wenn er nicht auf der anderen Seite gefürchtet hätte, durch eine entschiedene Schwenkung seine bisherigen Freunde allzu sehr vor den Kopf zu stoßen und des Renegatentums geziehen zu werden. Und dann war sein Herz doch allzu sehr bei den Göttern, die er bisher angebetet, als daß er leichten Sinnes sie verleugnet hätte, ohne — des Nutzens von vornherein ganz sicher zu sein. Dazu kam seine stets schwankende Gesundheit. 1836 befiel ihn die Gelbsucht, und die Aerzte rieten ihm, nach dem Süden zu gehen. Von Aix in der Provence, wo er einige Zeit weilte, schrieb er am 30. Oktober 1836 an seine Freundin, die Fürstin Belgiojoso, einen Brief, der einen tieferen Blick in seine damalige innere Verfassung werfen läßt. Es heißt da: „Sie sehen, daß selbst die Steine sich der Notwendigkeit unterwerfen, der siegreichen Partei zu dienen — sie, die sich nicht einmal mit unseren menschlichen Bedürfnissen entschuldigen können, die weder vom Hunger gequält werden, noch vom Durst, noch vom Ehrgeiz . . . Madame, werde ich bald meinen Frieden, einen schimpflichen Frieden, mit den Mächthabern von jenseits des Rheins machen, um aus der Langweile des Exils und dieser verdrießlichen Bedrängnis herauszukommen, die schlimmer als vollständige Armut ist? Ach! Die Versuchungen werden groß seit einiger Zeit . . . Nicht wahr, ich bin offener als die anderen, welche sich Brutusse, Regulusse nennen! Nein, ich bin kein Regulus, ich würde mich nicht gern in einer mit Nägeln gespickten Tonne wiegen lassen. Ich bin auch kein Brutus; ich werde niemals einen Dolch in meinen armen Leib stoßen, um den Preußen nicht zu dienen. Nein, in einer solchen Alternative werde ich mich nicht erschießen, aber ich werde dumm werden . . .“²⁾

Es entspricht ganz Heines Natur, daß er sich, als er die Verhältnisse nicht zu ändern vermochte, nach diesen richtete und sich beim

¹⁾ Vergl. auch Deutsche Rundschau 1885, I, S. 443.

²⁾ Deutsche Rundschau Bd. 79, S. 348 f.

Schreiben in politischer Hinsicht großer Vorsicht befließigte. Er glaubte sogar, Fürst Metternich sei ihm im Grunde geneigt (an Campe, 23. Januar 1837) und in Preußen hätten sich die einflußreichsten Staatsmänner zu seinen Gunsten ausgesprochen (25. Januar 1837). Lewald gegenüber äußerte er Ende Januar 1838: es koste ihm nur ein Wort, die ihn beengenden Fesseln zu lösen; teils Faulheit, teils der Grundsatz des *laissez venir* und teils auch die Angst, man könnte die harmloseste Handlung als *Servilismus* auslegen, hätten ihn noch nicht dazu kommen lassen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen.

Diese eigentümliche Politik zeigt sich im hellsten Lichte in den anfangs 1838 gemachten Bemühungen, in Paris eine deutsche Zeitung zu gründen, für die ein ungenannter vermögender Herr ihm 150 000 Franks zur Verfügung gestellt hatte. Da sie hauptsächlich für Deutschland bestimmt sein sollte, so war Preußens Wohlwollen eine dringende Notwendigkeit. Er richtete deshalb an den Minister v. Werther, denselben, dem er früher seine Harmlosigkeit versichert hatte, die Anfrage, ob dem Debit in Preußen Hindernisse erwachsen würden, wenn seine Zeitung sich jeder Animosität gegen Maßnahmen der preußischen Regierung enthielte. In einem Briefe an Lewald (1. März 1838) spricht er sich aus, was er darunter versteht: „Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen; sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden.“ Eine merkwürdige Wandlung in sehr kurzer Zeit! Unter die wichtigen politischen Fragen, in denen Heine sich jetzt auf einmal in Uebereinstimmung mit dem verhassten Preußen (vergl. 3. Abschnitt I.) befindet; dessen innere Politik doch eine wesentliche Umwandlung nicht erfahren hatte, gibt ein Brief an Barnhagen vom 13. Februar 1838 Aufklärung. Damals wogte der Streit um die gemischten Ehen in Preußen; der Erzbischof von Köln war bereits verhaftet, das Verfahren gegen den Erzbischof von Posen eingeleitet. Mit Bezug darauf schreibt Heine: „Ich bin der Meinung, daß in der erzbischöflichen Sache die preußische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen. Es ist ein Glück, daß dieses Uebel jetzt, in der Stillzeit, sich zeigte.“ Also jetzt, wo Preußen sich anschickte, gegen die katholische Kirche vorzugehen, erwachte plötzlich Heines Sympathie für den gehäßtesten unter den sechsund-

dreißig Staaten Deutschlands! Der Freiheitsheld preist die Knute, weil sie den Rücken eines oft bekämpften Gegners trifft!

In demselben Briefe widmet er seinen rheinischen Landsleuten folgende Liebenswürdigkeit: „Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsere Landsleute nie Charakter besaßen, nie ein Volk waren, sondern ein zusammengelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensezt — sie sind weder Deutsche noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der ersteren, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der letzteren zu besitzen.“ Auf ein Düsseldorfer Denkmal hätten diese Worte mit der Widmung geschrieben werden müssen: „Seinem größten Lobredner das dankbare Rheinland.“

Anfangs schienen die Aussichten für Heines Pläne günstig zu sein; er spricht sogar (6. März 1838) davon, daß ihm aus Berlin der „erfreulichste Bescheid“ zugekommen sei, aber schließlich stieß die Ausführung des Unternehmens doch auf Schwierigkeiten seitens der preußischen Regierung. Nun nahm der große Mann sich vor, das undankbare Preußen durch Stillschweigen zu strafen, und ein Buch, das er zur Verteidigung der preußischen Kirchenpolitik gegen Görres verfassen wollte, ungeschrieben zu lassen (31. März 1838).

Anderer literarische Pläne, zu denen er hauptsächlich durch Geldmangel veranlaßt wurde, scheiterten. Dichterisch schaffte er sehr wenig, und was er in Prosa während dieser Zeit herausgegeben, hat keinen großen Wert. Die Briefe über die französische Bühne sind sehr anziehend und geistreich geschrieben, ohne jedoch höhere Bedeutung zu besitzen. Er deckt die innere Faulheit der sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs auf, zeigt, wie sie sich in den Erzeugnissen der dramatischen Kunst widerspiegeln, und charakterisiert diese selbst mit Schärfe und Feinheit. Die Ehebruchsdramen, die damals wie heute in Frankreich die Stelle der Tragödie einnahmen, geißelt er mit einem unverkennbaren Widerwillen, und sein Urteil über den Naturalismus auf der Bühne (IV, S. 523) ist eine ausgezeichnete Mahnung für die jüngsten deutschen Dramatiker, die mit Bölsche in Heine den Vorläufer des Naturalismus bezw. Realismus erblicken. Schade nur, daß Heine diese Grundsätze nicht auch für seine Novellistik und Lyrik in Anwendung brachte!

Die unbedeutenden Charakteristiken von Shakespeares Mädchen und Frauen, die Heine 1838 zu einer Anzahl Illustrationen lieferte, sind augenscheinlich als reine Brotarbeiten ohne Liebe geschrieben.

1837 gab Heine den dritten Band des „Salon“ heraus, der das novellistische Fragment „Florentinische Nächte“, sowie die Plaudereien über „Elementargeister“ enthielt. Das Fragment zeigt die Bestandteile der „Harzreise“ und des „Buches Le Grand“ in feiner Mischung und könnte recht gut als ein Jugendprodukt des Dichters betrachtet werden. Die Handlung ist verschwindend klein; in der Geschichte der Tänzerin Laurence hat er eine Episode seiner italienischen Reise kopiert (vgl. III. S. 249). Das reiche Arabeskenwerk, in dem heterogene Dinge in sentimental-humoristischer Weise behandelt werden, ist stellenweise von großem Reiz; ein kleines Meisterstück ist die Charakteristik Paganinis. Im Anfang der Novelle ist der Einfluß von Eichendorffs „Marmorbild“ unverkennbar. Die „Elementargeister“ bestehen aus einer Sammlung von Sagen und Märchen über Kobolde, Elfen, Nixen, Riesen usw., deren „wissenschaftliche“ Verbindung keinen Wert beanspruchen darf.¹⁾

Bedeutend ist dagegen das 1840 im vierten Band des „Salon“ veröffentlichte Roman-Fragment „Der Rabbi von Bacharach“, an dem Heine schon als Student gearbeitet hatte. Wir können nur bedauern, daß es nicht vollendet, bez., daß der Schluß dem Dichter verloren gegangen ist; die wenigen Blätter zeigen ein gutes Talent für kulturhistorische Schilderungen. Auch die wenigen Personen, die wir kennen lernen, sind vorzüglich gezeichnet. Das Ganze ist in einem echt epischen Ton erzählt, der uns bei Heine seltsam anmutet.

1838 trat Heine gegen die schwäbischen Dichter auf, weil diese sich geweigert hatten, zu dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen Muses-Almanach für 1837, der mit Heines Porträt erscheinen sollte, Beiträge zu liefern.²⁾ Für Heines Rachsucht ist es bezeichnend, daß er dieser Bagatelle und einer von Pfizer veröffentlichten ungünstigen Kritik wegen eine eigene Broschüre: „Schwabenspiegel“ veröffentlichte, in der er jene Dichter heftig in seiner geistreich-unanständigen Weise angriff. Er hatte damit wenig Glück; die Zahl seiner Verehrer vermehrte er nicht und die Zahl seiner Gegner, unter denen sich nunmehr Schriftsteller wie Alexander Jung, Melchior Meyr, der berühmte Aesthetiker Fehner, Arnold Ruge, Gustav Pfizer, sein ehemaliger Freund Rousseau, schließlich selbst, als der hitzigsten einer, Karl Gutzkow befanden, wuchs von Tag zu Tag. Ebenso wendeten sich die in

¹⁾ Elster weist in seiner Ausgabe genau nach, in welcher Weise Heine die Quellen benutzt. — ²⁾ R. E. Franzos in der Frankf. Ztg. 1890, Nr. 144, 149, 155.

Paris lebenden deutschen Flüchtlinge von ihm ab, weil sie in ihm einen Renegaten, mindestens aber einen durchaus unsicheren Rantonisten erblickten. Heine liebte es, seine Landsleute als Lumpen zu bezeichnen, doch dürfen wir der Versicherung Strodtmanns,¹⁾ daß den Notleidenden seine Börse stets offen gestanden habe, Glauben schenken; Heine war nicht geizig und achtete den Wert des Geldes immer gering.²⁾

Im Oktober 1834 lernte Heine ein junges Mädchen Mathilde Crescenze Mirat, kennen, welches ihm eine heftige Leidenschaft einflößte. Sie stammte aus dem Weiler Vinot de la Crétoire in der Normandie und war, wie der Trauungsakt angibt, am 15. März 1815 geboren. Sie war die natürliche Tochter eines reichen Mannes, der sich aber nicht weiter um sie kümmerte. Mit etwa fünfzehn Jahren kam sie nach Paris zu ihrer Tante Maurel, in deren Schuhwarenladen sie als Verkäuferin tätig war. Als sie mit Heine in ein Verhältnis getreten war, nahm sie dieser aus dem Laden und ließ sie, da sie weder lesen noch schreiben konnte, erst etwas zu Madame Parte nach Chaillot in Pension gehen, damit sie ein wenig Erziehung erhalte. Trotzdem fesselte sie ihn so, daß er am 11. April 1835 an August Lewald schreiben konnte: „Das ist alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wangen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wütendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht imstande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.“ Sie war hübsch und üppig gebaut und besaß ein sehr lebhaftes, heiteres Temperament, an dem Heine sich bis zur Ausgelassenheit ergötzen konnte, sonst aber war sie nach Fanny Lewalds Bezeichnung, „leerste Neugierlichkeit“.³⁾ Heines Biographen rühmen von ihr Tugend und Frömmigkeit; sie nahm indessen keinen Anstand, ohne den Segen des Priesters mit Heine zusammen zu leben. Von Brüderie besaß sie jedenfalls keine Spur, wie eine von Weill⁴⁾ mit großem Behagen ausgemalte Szene fattsam beweist.

¹⁾ II, S. 216.

²⁾ Der verstorbene Hofrat Dr. Haller, der in den vierziger Jahren in Paris lebte und mit Heine verkehrte, erzählte Herrn Dr. Franz Binder unter anderem: bei einem Besuche bei Heine habe sich dieser beklagt, daß ihn wieder einmal ein deutscher Flüchtling in der Presse verunglimpft habe, worauf Mathilde (Heines Frau) bemerkte: „Mais la redingote, que tu lui avais donnée, était encore assez bonne.“

³⁾ Westermann, Bd. 62, S. 107. — ⁴⁾ S. 86, 87.

Schon bald, nachdem die beiden eine gemeinsame Wohnung gemietet hatten, kam es indes, Mitte 1835, zu einem ernstern Bruche, da er sich ihren Launen nicht fügen wollte. Ueberdies wollte der Kreis um die Fürstin Belgiojoso, wohl besonders aber die Fürstin selber, ihn von dieser Liaison mit einer so unbedeutenden, geistig tieffstehenden Person abbringen. Für mehrere Monate verließ Heine Paris und wohnte auf dem der Fürstin gehörigen Schlosse Jonchère bei St.-Germain. Von da begab er sich nach Boulogne; aber er hielt es ohne Mathilde nicht aus und kehrte im Dezember wieder nach Paris zu der Verlassenen zurück. Nachdem in einem Restaurant die Versöhnung gefeiert war, betrachtete sie der Dichter von da an als seine Frau, stellte sie seinen Freunden vor und besuchte mit ihr öffentliche Orte, Theater und Veranstaltungen.

Heine liebte Mathilde wirklich, obgleich seine Neigung nur auf sinnlichen Regungen beruhte und er ihr oft genug in krasser Weise untreu wurde und Grisetten nachlief.¹⁾ Er sorgte für sie ängstlich und suchte ihr nach seinem Tode eine angenehme Existenz zu sichern. Die Briefe, die er während seines Aufenthalts in Hamburg ihr schrieb, zeigen uns Heine noch einmal, wie er in seiner Jugend war, mit einem warmfühlenden Herzen.

Aber so sehr Heine Mathilde liebte, ihre Verbindung blieb nicht ohne die Wunde, an der ein jedes Verhältnis dieser Art notwendig krankt: er traute ihr nicht und wurde, wenn er von ihr getrennt war, von heftiger Eifersucht gequält; er ließ sie bei ihren Ausgängen sogar überwachen.²⁾ Von ihrer Launenhaftigkeit und ihrer Wildheit hatte er viel auszustehen, wie zahllose Stellen in seinen Briefen beweisen. Schließlich gewöhnte er sich indessen auch an die Ausbrüche seines Hausvesuvs. „Zu einer Idylle machen zu wollen,“ sagte Camilla Selden, die es wissen kann,³⁾ „was der Dichter selbst nie für eine solche auszugeben gedachte, hieße Poesie auf Kosten der Wahrheit schaffen.“

Selbstredend fehlte bei Heines Lebensweise und Mathildens Unkenntnis vom Wert des Geldes ihrem Zusammenleben auch die prosaischste Seite nicht: der Mangel an Geld. Heine verdiente zwar jährlich mit schriftstellerischen Arbeiten gegen 3000 Franks und bezog von seinem Onkel eine Rente von 4000 Franks, aber diese Summe

¹⁾ Deutsche Rundschau 1884, III. S. 168. Briefe an Lassalle vom 10. Februar und 27. Februar 1846. Weill an mehreren Stellen.

²⁾ Camilla Selden bei Schorer 1885, S. 68. — ³⁾ S. 5.

reichte bei weitem nicht aus, seine Bedürfnisse zu decken. Bürgschaften für Freunde kamen dazu, um ihn schließlich in eine schwere Schuldenlast zu stürzen. Er half sich einigermaßen, indem er April 1837 das Verlagsrecht seiner Werke auf elf Jahre um 20 000 Franks an Campe verkaufte; aber das genügte nicht. Onkel Salomon sträubte sich lange, zu helfen und entfachte damit in seinem Neffen wieder einmal einen heftigen Zorn über die Knickerigkeit des Millionärs. Als Salomon aber zu der Hochzeitsfeier eines Verwandten nach Paris kam, versöhnte er sich mit seinem berühmten Neffen und erhöhte sogar dessen Rente auf 4800 Franks. Nach Heines' Tode sollte die Rente auf Mathilde übergehen. Trotzdem hörte der leidige Geldmangel nicht auf.

Die Pension, die Heine, wie die Enthüllungen aus den Staatsarchiven nach dem Sturze der Juli-Regierung 1848 dartaten, von der französischen Regierung bis 1848 erhalten hatte, führt Legras¹⁾ auf den Salon der Prinzessin Belgiojoso zurück. Heines' Gegner behaupteten allerdings mit viel Anschein von Berechtigung, er sei durch die Pension von 4800 Franks nur für der französischen Regierung geleistete Handlangerdienste bezahlt worden. Die Darstellung Legras' ist aber geeignet, diesen Vorwurf zugunsten des Dichters zu entkräften, wenn es für einen Schriftsteller auch bedenklich bleiben muß, von einem fremden Staate eine so ansehnliche Unterstützung anzunehmen. — Die italienische Patriotin Fürstin Belgiojoso gab sich gern als weiblicher Mäcenat, wobei sie wohl von ihrem Herzensfreund, dem „schönen Mignet“, dem glücklicheren Rivalen von Musset und Heine um ihre Gunst, beeinflusst wurde. Und wie Mignet sich für Aug. Thierry, den bedeutenden Historiker, bei der Fürstin verwandte, so bewog ihn wohl auch die prekäre Lage Heines, etwas für den Dichter zu tun und, wohl auf das Drängen der Fürstin hin, wollte er Thiers für Heine interessieren. Ein Billett Heines an die Fürstin vom 11. April 1835, in dem es heißt: »J'ai bien compris et je serai demain à dix heures et demie chez Monsieur Mignet pour aller avec lui chez Monsieur Thiers. Je suis charmé que Mr. Mignet se donne tant de peine pour moi, j'en suis charmé« bestätigt Legras diese Vermutung. Er fährt fort: „Mignet, wahrscheinlich, führte Heine zu Thiers, um miteinander die Bedingungen zu überlegen, unter denen die französische Regierung dem deutschen Flüchtling eine Unterstützung gewähren könne. Thiers bekleidete damals schon seit einigen Jahren den Posten eines Ministers, und man

¹⁾ Deutsche Rundschau Bd. 79, S. 348 ff.

weiß, wie sehr dieser Mann — lebhaft, offenherzig, heiter und aller Welt zugänglich — bereit war, seinen Freunden mit Geld zu dienen. Ich kann nicht behaupten, daß die Pension gerade von diesem Zeitpunkte (April 1835) datiere, denn das Bundestagsdekret, das die Schriften Heines in Deutschland verbot, ist vom Monat Dezember dieses Jahres und die Erwiderung Heines an diese Versammlung vom 30. Januar 1836 (Journal des Débats, 30. janvier 1836). Nun versichert Heine in seiner „Erklärung“ von 1848 (Elster, VI, S. 524), daß infolge jenes vom Bundestag ausgesprochenen Interdiktes die französische Regierung ihm eine Subvention angeboten habe. Möglich, daß Heine hier das Jahr genau angibt, möglich aber auch, daß er sich um ein Jahr irrt; denn 12 oder 13 Jahre waren seitdem verflossen. Das obige Billett scheint mir klar anzudeuten, daß Mignet auf Veranlassung der Fürstin Belgiojoso sich mit Heine zu Thiers begab, und er erhielt seine Pension von Thiers.“ Diese beiden Tatsachen stehen im Zusammenhang.

Daß der Ursprung von Heines Pension im Salon der Fürstin zu suchen ist, geht auch schon daraus hervor, daß sich hier Heine, Mignet und Thiers am häufigsten getroffen haben und daß die beiden letzteren nicht nur gute Freunde, sondern auch engere Landsleute waren. Legras steht es außer allem Zweifel, daß von den vier Tischgenossen der Fürstin — Thiers, Mignet, Heine, Thierry — die beiden Bedürftigen, Heine und Thierry, durch ihre gemeinsamen Freunde eben dem Mächtigsten unter ihnen, dem Minister Thiers empfohlen wurden. Der nachfolgende Minister Guizot hatte mit der Pension nichts zu tun. Guizots Sohn bestätigte vielmehr Legras, daß Thiers selbst 1840 seinen Vater gebeten habe, dem deutschen Dichter auch ferner die Pension auszahlen zu lassen.

Wenn wir Heines politische Schriften von 1837 bis 1843, wo er die politischen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ einstellte,¹⁾ mit seinen früheren vergleichen, so fällt uns eine Milderung, ja Aenderung seiner Ansichten sofort auf. Die wüsten Schimpfereien gegen Pfaffen und Junker haben aufgehört; er behauptet sogar, daß das Miß-

¹⁾ Niehki („H. Heine als Dichter u. Mensch“ S. 127) vermutet, daß Guizot von den Artikeln Heines vom 6. Mai u. 1. Juni 1843, wo Heine die Schäden des Guizot'schen Regierungssystems zu tadeln wagt, Kenntnis erhielt und den Dichter vor die Alternative stellte, entweder seine Berichte einzustellen oder seine Pension zu verlieren. Karpeles erklärt es für eine „Tatsache“, daß Guizot Heine eines Tages wegen seiner Sprache interpellieren ließ.

trauen gegen den Adel immer eine Ungerechtigkeit bleibe (VI, S. 311). Gegen das in Frankreich herrschende parlamentarische Regime wendet er sich in starken Ausdrücken, weil es dem König Ungelegenheiten bereite.

Seine Meinung über den früher so oft bespöttelten Bürgerkönig hat sich sehr zugunsten des letzteren geändert. Ende Oktober 1840 war Guizot an die Spitze der Regierung getreten und hatte Heine, als dieser ihm einen Besuch machte, die fernere Auszahlung der Pension zugesichert. Schon am 4. November wird der Ton in Heines Berichten ein sehr warmer, sobald er die Person des Königs und seines ersten Ministers erwähnt. Er überschüttet den Staatsmann, für den er früher nur Worte des herbsten Tadelns hatte, mit ausgesuchten Lobsprüchen. Am 27. Januar 1841 schreibt er an Kolb, den Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“: „Ich habe große Furcht vor dem Greuel einer Proletarienherrschaft und gestehe Ihnen, aus Furcht bin ich ein Konservativer geworden. Sie werden in diesem Jahre an meinen Artikeln wenig zu streichen haben und vielleicht über meine Mäßigung und Aengstlichkeit lächeln. Ich habe in die Tiefe der Dinge geschaut, und es ergreift mich ein sonderbarer Schwindel; ich fürchte, ich falle rückwärts.“ Der Brief klingt genau so, als wolle er einer wenig schmeichelhaften Vermutung von vorneherein den Boden entziehen.

Heines Pariser Briefe sind anziehend geschrieben wie alles, was aus der Feder des hochbegabten Mannes geflossen, und überraschen hin und wieder durch scharfsinnige Urteile. Ich kann es ihm indessen nicht, wie seine Verehrer, zu großem Verdienst anrechnen, daß er auf die Wichtigkeit der orientalischen Frage (VI, S. 185, 186, 255) und die Gefahr des Kommunismus (VI, 279, 315, 316, 609) so nachdrücklich aufmerksam machte. Jenes taten deutsche Journalisten um diese Zeit noch nachdrücklicher — ich erinnere nur an Franz von Florencourt —, und er hätte blind sein müssen, wenn er die Bedeutung der so heiß verteidigten kommunistischen Theorien nicht erkannt hätte. Uebrigens spricht er vom Kommunismus immer mit geheimer Angst vor der Herrschaft des Böbels, der jedoch der Haß gegen die Geldaristokratie die Wage hält.

1837 war Börne gestorben, dessen scharfe Angriffe Heine nicht vergessen hatte; er vergaß ja niemals eine Beleidigung. „Er konnte hassen,“ sagt Alfred Meißner,¹⁾ „tief, ingrimig, mit einer Energie, wie ich sie bei keinem anderen Menschen angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte.“ Heine hat indessen von seinem Hasse hundertmal mehr

¹⁾ Heinrich Heine S. 212.

Beweise abgelegt, als von seiner Liebe. So lange Börne lebte, hatte er es nicht gewagt, gegen ihn aufzutreten; erst drei Jahre nach Börnes Tode hatte er den Mut, sich an seinem Feinde zu rächen. Er besaß die von ihm selbst an den Germanen gerühmte Tugend nicht (IV, 312): gegen den Wehrlosen nimmermehr das Schwert zu ziehen, den gefnebelten Feind nicht anzutasten. Er folgte im Gegenteil dem von ihm scherzhaft aufgestellten Grundsatz (VII, S. 400), dem Feinde erst dann zu verzeihen, wenn er gehenkt worden sei. Sein giftiges Buch gegen Börne, das er für sein bestes Werk hielt, ist hervorgegangen aus demselben Geiste unversöhnlicher Rachsucht, der seine unflätigen Angriffe gegen Menzel, Platen, Schlegel u. a. hervorgerufen hatte, aber es ist größtenteils in einem scheinbar leidenschaftslosen Ton geschrieben, der größere Wirkung hervorbringt, als seine frühere grobe Kampfsmethode.¹⁾

Für Heine war die Veröffentlichung des Buches von so unangenehmen Folgen, daß er die Herausgabe schon bald lebhaft bedauerte. In ganz Deutschland, namentlich im jüdischen Teile der Bevölkerung, erfuhr seine unehrenhafte Handlungsweise die schärfste Verurteilung. Karl Gutzkow wurde von nun an Heines erbitterter Gegner, und dessen beste Freunde verhehlten ihm ihre Mißbilligung nicht. So Heinrich Laube, mit dem der Dichter seit 1833 in Beziehungen stand. 1839 war Laube mit seiner Frau nach Paris gekommen, blieb bis Ende des folgenden Jahres in Frankreich und verkehrte die ganze Zeit eng und freundschaftlich mit Heine. Als Laube die Schrift gegen Börne Heine nicht ausreden konnte, riet er ihm, sie wenigstens mit einem „Berg“ zu versehen, d. h. eine allgemeine Idee in den Mittelpunkt des Buches zu stellen und seine Ausfälle gegen Börne nur gelegentlich, gleichsam der menschlichen Vollständigkeit halber, dabei anzubringen. Heine versicherte denn auch, er arbeite fleißig am „Berge“, aber als die Schrift erschien, war Laube recht enttäuscht und machte auch kein Hehl daraus. Der „Berg“ war über hügelige Ansätze nicht hinaus gediehen.²⁾ Die deutschen Patrioten, bei denen Börne in hohem Ansehen stand, verfolgten ihn erbarmungslos persönlich und in der Presse. Von dem Gemahl der ebenfalls schwer beleidigten Freundin Börnes, Herrn Strauß aus Frankfurt am Main, wurde Heine in den deutschen Zeitungen derart angefeindet,

¹⁾ Neben der Polemik gegen Börne enthält das Buch eine Reihe der bissigsten Bemerkungen über die deutschen Radikalen und Republikaner, so daß es als ein Absagebrief Heines an seine einstigen Gefinnungsgenossen bezeichnet werden kann.

²⁾ Nord u. Süd Bd. 64, S. 23 ff.

daß er ihn schließlich fordern ließ. Straus hat sich in unehrenhafter Weise gerächt;¹⁾ Heine hatte aber nicht das Recht, sich darüber zu beklagen. Vor dem Zweikampf ließ Heine sich am 30. August 1841 in der Kirche St. Sulpice noch rasch mit Mathilde kirchlich trauen, damit sie im Falle seines Todes die Rechte seiner Witwe geltend machen könne, nachdem er die katholische Erziehung der Kinder in üblicher Weise zugesichert — er hält die Stellung dieser Bedingung seitens der Kirche für natürlich und selbstverständlich (VI, S. 65) —. Am 7. September 1841 fand das Duell statt, in dem Heine leicht verwundet wurde. Nach dem Duell gab Heine der Frau Straus eine bündige Ehrenerklärung, sowie das Versprechen, in einer neuen Auflage die auf sie bezüglichen Stellen fortzulassen. Der Streit nahm also ein für Heine wenig rühmliches Ende. Aber Ruhe fand er noch nicht. Die beleidigte Frau und ihr Gemahl griffen ihn und Mathilde immer wieder in Zeitungen an und ließen kein Mittel unversucht, ihm zu schaden. Heine erntete nur den Lohn seiner Taten; wir können das Treiben seiner Gegner verurteilen, ohne ihr Opfer zu bedauern.

IV.

Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus.

Zu den nie endenden literarischen Kämpfen Heines gesellte sich 1845/46 ein rein persönlicher, den er mit der heftigsten Leidenschaft führte. Am 23. Dezember 1844 starb sein Onkel Salomon, der ihn zu seinem Entsetzen nur mit einem Legat von 8000 Mark bedacht und die ihm zugesicherte Rente gar nicht erwähnt hatte. Infolgedessen weigerte sich Salomons Sohn Karl, der gegen den Dichter wegen der vielen Angriffe gegen die Verwandten seiner Frau, die Foulds, eine berechtigte Mißstimmung hegte, die Rente weiter zu zahlen. Dagegen erbot er sich,²⁾ dem Better jährlich eine Pension von 2000 Francs auszusetzen gegen die Verpflichtung, ihm alles, was er über Salomon Heine jemals schreiben werde, zur Durchsicht zu senden. Heine, der durch Mathildens

¹⁾ Ob Salomon Straus Heine wirklich auf offener Straße beehrte, wie es damals in deutschen Zeitungen hieß, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls aber hatte Heine durch seine schamlose Verleumdung der Frau Straus eine derartige Insultierung geradezu herausgefordert. Vergl. Niehfi a. a. O. S. 97.

²⁾ Deutsche Rundschau 1885. I, S. 451.

Angst, in Not zu geraten, in die höchste Aufregung versetzt war, drohte anfangs, zu klagen, beschritt dann den gütlichen Weg und nahm schließlich die Presse zu Hilfe. „Das Beste,“ schreibt er an Detmold,¹⁾ „muß hier die Presse tun zur Intimidation, und die ersten Kotwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle (dessen Schwager) werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistfarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen.“ Er bat ihn dann, einen Artikel zu fabrizieren, in dem der Dufel verteidigt, der Kesse angegriffen wurde. Auch an Laube wandte er sich um Hilfe, wie aus einem Brief vom 1. Februar 1845 hervorgeht. Dabei benahm er sich wie ein Revolverjournalist. Er schickte Laube zwei aus Hamburg datierte anonyme Artikel, deren hinterlistigen Zweck das Begleitschreiben erklärt: „Ich schicke Ihnen anbei zwei Artikel, die Sie von fremder Hand abschreiben lassen und in der brockhausischen Leipziger Zeitung sobald als möglich zu inserieren suchen müssen. Zerreißen Sie nur gleich meine Handschrift. Nr. I ist ein Angriffsartikel, suchen Sie etwas den Stil zu verändern im Anfange, damit man nicht auf mich rate; der Schluß aber muß ganz so bleiben. Bitte, machen Sie nur, daß er unverzüglich abgedruckt wird. Nr. II ist ein Verteidigungsartikel, woran nichts zu verändern; ich habe ihn so perfid dumm als möglich geschrieben und so stilistisch schlecht, wie reiche Leute verteidigt zu werden pflegen. Zögert etwa die Redaktion, diesen Artikel im Journal aufzunehmen, so lassen Sie ihn unverzüglich (ebenfalls in der Leipziger Zeitung von Brockhaus) als Inserat drucken (das ist noch perfider).“ Der „Angriffsartikel“ beleuchtet in gehässiger Weise die Absicht Adolf Halle's, des Schwagers Karl Heine's, Senator zu werden und schließt dann mit folgender Insinuation gegen Halle: „Ja, sogar die Gegner bedauern den leichtsinnigen Dichter, der in der Liebe und dem Worte eines todkranken Greises eine hinlängliche Garantie zu haben vermeinte gegen abgefeymte Advokatenkniffe, unterstützt von notariellem Haffe.“ Noch perfider ist der „Verteidigungsartikel“, der den Anschein erweckt, als ob er von einer bezahlten Kreatur Halle's herrühre. Der verstorbene Millionär Salomon Heine wird wegen seiner Großmut gepriesen, besonders aber wird sein Schwiegersohn Halle als „Muster von Sittenreinheit“ und aller anderen Tugenden gerühmt, während zwischen den Zeilen zu verstehen gegeben wird, als habe der also Gelobte wenig erbauliche Dinge zu verdecken.²⁾

¹⁾ Deutsche Rundschau, 1885. I, S. 451.

²⁾ Nord und Süd Bd. 64, S. 23 ff. — Niecki a. a. D. S. 68 f.

Im folgenden Jahre suchte Heine dann den jungen Lassalle, der im Winter 1845/46 mehrere Monate lang in Paris gewesen und Ende Januar von dort wieder nach Berlin zurückgekehrt war, durch einen Brief vom 27. Februar 1846 für seinen Feldzug gegen Karl Heine zu gewinnen.¹⁾ Er schrieb einen Schmähartikel gegen sich selbst, der aber so abgefaßt war, daß gleichwohl die „Niederträchtigkeit seiner Feinde“ aus ihm zu entnehmen war. Dieser „Schmähartikel“ sollte in der „Köln. Ztg.“ erscheinen und Lassalle darauf eine Erwiderung veröffentlichen, zu der ihm Heine eine Anleitung gab und in der Karl Heine das Nötige gesagt werden sollte. Auf Lassalles Anregung hin schrieb auch der Fürst Bückler einen Brief an Karl Heine in des Dichters Interesse. Ebenso sollte Lassalle auch Meyerbeer zu einem solchen Schreiben veranlassen. Auch Levin Schücking trieb Heine an, seinen Vetter durch Zeitungsartikel in Schrecken zu setzen. Prof. Elster nennt diesen ganzen „elenden“ Erbschaftsstreit mit gutem Grund „eines der schmutzigsten Ereignisse, von denen die neuere Literaturgeschichte Kenntnis zu nehmen hat.“²⁾

Im Januar 1845 traf den Dichter ein Schlaganfall, der ihm die Augenlider und die unteren Gliedmaßen lähmte, sowie ihn der Fähigkeit, zu schmecken, beraubte. Rasch nahm seine Erkrankung eine sehr schlimme Wendung, und diese erweichte den Hamburger Millionär. Er ordnete die Fortzahlung der Pension an und leistete seinem Vetter sogar noch bedeutende Zuschüsse. So bezahlte er für 5000 Francs Schulden Heines in Paris, in „verdrießlich direktester Weise“, wie dieser meinte. Auch erhöhte er für das Jahr 1849, nachdem des Dichters schreckliche Krankheit ihren Anfang genommen, die Pension auf 7800 Francs. Eine Schuld Heines an dessen Bruder Max im Betrage von 2000 Francs zu bezahlen, lehnte er jedoch entschieden ab.

Die höhere Summe von vierteljährlich 1950 statt 1200 Francs war auch noch für das erste Quartal 1850, aber nicht mehr für das zweite bezahlt worden, was Heine aufs äußerste erbitterte, wie aus einem Brief vom 22. oder 23. März 1850 an seinen Bruder hervorgeht.

Von 1847 begann für den Dichter eine fast zehnjährige Leidenszeit, deren Qualen uns mit Grauen und tiefem Mitleid erfüllen müssen. Heine hat für die Sünden seiner Jugend gebüßt, wie wohl nur wenige büßen müssen; die einzelnen Phasen seiner furchtbaren Krankheit, der Rückenmarksdarre, sind oft genug beschrieben worden. Er hat helden-

¹⁾ Deutsche Rundschau Bd. 91, S. 401. — ²⁾ Deutsche Rundschau Bd. 92, S. 51.

mütig gegen den Feind angekämpft und seinen blendenden Geist frisch erhalten bis an sein Ende. Seine Leidensgeschichte bedeutet einen glänzenden Sieg des Geistes über den Körper, des Immateriellen über das Materielle. Stundenlang arbeitete er täglich trotz der wütendsten Schmerzen, indem er sich vorlesen ließ, diktierte, dichtete, an seinen Versen feilte und Gedrucktes korrigierte. Kamen Freunde und fremde Besucher zu ihm, so entzückte er sie durch seine geistvolle Unterhaltung und seine Heiterkeit, die von einem durchaus ungebrochenen Geiste zeugte. Er hatte diese Anregungen nötig, denn Mathilde kümmerte sich nicht viel um den kranken Gatten und ließ ihn oft genug allein.¹⁾ Einzelne Besucher Heines loben sie freilich, die Mehrzahl aber äußert sich in sehr tadelnden Ausdrücken über die leichtsinnige Frau.

So lag Heine auf seinem Schmerzensbett, eine Jammergestalt. Fast kein Glied seines Körpers gehorchte ihm mehr, und sein nie ruhender Geist machte ihm sein Krankenlager zu einer doppelten Qual. Nun ging eine Aenderung mit ihm vor, die niemanden wundern wird, der das Ende so vieler glaubensloser Männer beobachtet hat: er wandte sich ernsthafter religiösen Dingen zu. Ein Brief an seinen Bruder Max vom 3. Mai 1849 zeigt, daß der jüdische Glaube seiner Jugend und seiner Väter, den er längst über Bord geworfen glaubte, in dem lebendig in seiner „Matrazengruft“ Begrabenen wieder erwachte. „Leb wohl, mein teurer Bruder,“ schreibt er da, „der Gott unserer Väter erhalte Dich. Unsere Väter waren wackere Leute: sie demütigten sich vor Gott und waren deshalb so störrig und trotzig den Menschen, den irdischen Mächten gegenüber; ich dagegen, ich bot dem Himmel frech die Stirne und war demütig und kriechend vor den Menschen — und deswegen liege ich jetzt am Boden wie ein zertretener Wurm. Ruhm und Ehre dem Gott in der Höhe.“²⁾ Und am 15. März 1850 klagt er Dr. Wertheim: „Tag und Nacht leide ich an meinen niederträchtigen Krämpfen und Kontraktionen, wobei ich nur in Betäubung durch Morphinum einige Erleichterung finde. Mein Zustand ist so tragisch, daß ich selber anfange, Mitleiden mit mir zu haben, was bisher der alte Uebermut noch nicht erlaubte. Die Hand Gottes liegt schwer auf mir, doch sein heiliger Wille geschehe.“ Hier sieht man deutlich, daß es die „Erdschmerzen“ waren, die den Dichter wieder zu Gott geführt. Heine kam so weit,

¹⁾ Rocca, Skizzen S. 51. Fanny Lewald in Westermann Bd. 62, 106. Am schärfsten spricht sich Camilla Selden gegen Mathilde aus. Schorers Familienblatt 1885, S. 68. — ²⁾ Deutsche Rundschau Bd. 92, S. 52.

den Atheismus für absurd zu erklären. „Ich bin kein Frömmel geworden,“ schreibt er am 1. Juni 1850 an Campe, „aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der früheren blasphematorischen Periode noch vorhanden war (ausmerzen); die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen.“ Er fügt aber hinzu: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Anteil daran, wie ich mir fest bewußt bin.“ Ähnlich sprach er sich gegen Fanny Lewald aus.¹⁾ Darin irrt sich Heine über sich selbst; in gesunden Tagen wäre er nicht leicht dazu gekommen, religiöse Dinge ernst zu nehmen, wie er denn auch selbst äußerte:²⁾ „In der Krankheit hat man den lieben Gott nötig, in der Gesundheit vergißt man ihn“; und: „Für den Gesunden ist das Christentum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion.“ Sein Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero“ bestätigt diese Ansicht, indem er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner „Bekehrung“ hinweist. Er sagt ausdrücklich, daß er zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgekehrt sei, aber seine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten seien frei geblieben von jeder Kirchlichkeit. Er habe nichts abgeschworen, nicht einmal die alten Heidengötter. Aber auch sein wiedergewonnener Gottesglaube kam manchmal bei dem widerspruchsvollen, von den Stimmungen des Augenblicks abhängigen Dichter, dessen Satire auf dem Siechbette sich grausig anhört, zu eigenartigem Ausdruck. So schreibt er am 12. Okt. 1850 an Laube: „Mein Zustand hat sich insofern verschlimmert, daß meine Kontraktionen stärker und dezidierter geworden. Ich liege zusammengekrümmt, Tag und Nacht in Schmerzen, und wenn ich auch an einen Gott glaube, so glaube ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieses großen Tierquälers liegt schwer auf mir. Welch ein gutmütiger und lebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels Gnade zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen!“ (Nord u. Süd Bd. 64, S. 46.)

Aber trotzdem Heine bis an sein Ende wesentlich der Alte blieb, der spottfüchtige, rachsüchtige, frivole, wickelnde, unstat zwischen allen Extremen herumpendelnde Heine —, so dürfen wir mit Nietzsche³⁾ doch keinen Zweifel hegen,

¹⁾ Westermann Bd. 61, S. 134.

²⁾ S—d. in Westermann Bd. V, 265; LXI, S. 134. — ³⁾ N. a. D. S. 166.

daß er, „zwar nicht zu einer der positiven Religionen, wohl aber zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückkehrte.“ So sagt er in seinem Testamente vom Jahre 1851, was in einem solchen Dokument wohl schwer ins Gewicht fallen dürfte, ernst und klar: „Ich sterbe im Glauben an einen einzigen, ewigen Gott, den Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigene Neigung fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung.“ Im Januar 1853 veröffentlichte er weiterhin im Journal des Débats eine Erklärung, daß er die krassen Religionspötereien in der neuen französischen Uebersetzung seiner Reisebilder, die ohne sein Zutun erfolgt sei, aufrichtig bereue. In den 1854 erschienenen „Geständnissen“ spricht er sich ähnlich aus. Aber trotz Heines Umkehr zeigen die Dichtungen, die er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens veröffentlichte, und jene, die sich in seinem Nachlaß fanden, immer noch Religionspöterei, Frivolität und Zynismus, verbunden mit politischem Radikalismus, in so hohem Maße, daß sie die „Reisebilder“ noch überholen. In diesen zeigte Heine noch eine scharf ausgeprägte politische Gesinnung; jetzt macht er sich über jedes politische Ideal lustig, verhöhnt ehemalige Mitstrebende in unanständiger Weise, lästert das „Sakrament des Königtums“ und begrüßt jubelnd den allgemeinen Umsturz.

In Betracht kommen hier die „Neuen Gedichte“ (1844), das Sommernachtsmärchen: „Atta Troll“ (in der Zeitung für die elegante Welt 1843, als Buch 1847), das Wintermärchen: „Deutschland“ (1844), der „Romancero“ (1851) sowie die „Nachgelassenen Gedichte“.

Der Haß gegen das Christentum feiert besonders in den früheren, vor seiner Krankheit entstandenen, dieser Gedichte wüste Orgien. Als „Adam der erste“ (I, S. 301) höhnt er den lieben Gott, der ihn ohne Recht und Erbarmen aus dem Paradiese gejagt; er werde aber das Paradies nicht vermissen, weil es dort keine Freiheit gäbe. In dem berücktigten Gedicht: „Disputation“ (I, S. 464) lästert er jede Art der Gottesverehrung. In der Aula zu Toledo, berichtet Heine, sollen vor versammeltem Hofe ein Kapuziner und Rabbiner miteinander ein geistliches Turnei ausfechten. In allem, was letzterer sagt, liegt die boshafteste Verhöhnung der katholischen Religion und ihrer Diener. Als der König die Königin um ihre Meinung fragt, antwortet sie:

Welcher recht hat, weiß ich nicht;
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Das ist nicht „la scène la plus voltairienne, qu'ait jamais imaginée le sceptique démon de son esprit“, wie Taillandier sagt (S. 140), sondern sie ist schlimmer, als Voltaire sie gedichtet haben würde. Letzterer hat nämlich denselben Vorwurf behandelt und die Szene nach China verlegt; den Schluß bildet der Vorschlag der Chinesen, die armen Narren in das Tollhaus zu sperren. Voltaires Behandlung war für Heine noch zu anständig.

Die Lehre von der Dreieinigkeit verhöhnt Heine in „Symbolik des Unsinns“ (I. 291); über das h. Altarssakrament stößt er in „Bisliputli“ (I, S. 382) Voltaire nachgebildete Blasphemien aus, und er scheut sich nicht, den Namen des Heilandes mit den frivolsten Dingen in Verbindung zu bringen („Himmelsbräute“ I, S. 358; „Der Ungläubige“ I, S. 411).

Politisch ist der Dichter wieder beim schärfsten Radikalismus angelangt, der, mit größtem Zynismus verbunden, widerliche Zerrbilder hervorbringt. Er beruhigt („Zur Beruhigung“ I, S. 316) die deutschen Monarchen, sich vor einem Brutus nicht zu fürchten, da Deutschland, die fromme Kinderstube, gewiß keine römische Mördergrube werde. Und wenn sich das Schreckliche doch noch ereignen sollte (II, S. 202), so würden die Deutschen ihren König nicht behandeln wie die Engländer Karl I. und die Franzosen Ludwig XVI., sondern sie würden ihn in einer sechsspännigen Hofkarosse mit besflorten Rossen zum Richtplatz kutschieren. Im „Wintermärchen“ (Gesang IV) gibt er den Rat, die Gebeine der h. drei Könige zu Köln in die Käfige am Lambertiturm zu Münster zu hängen und, wenn einer von ihnen bereits fehle, statt seiner einen abendländischen König zu nehmen. Und im Traume (Gesang VII) freut er sich, als der Henker die h. drei Könige, die Symbole des Königtums, mit seinem Beile zusammenhaut.

Mit solchen und ähnlichen Verhöhnungen des Royalismus verbinden sich Beschimpfungen lebender Monarchen. Gemeineres ist wohl selten gedichtet worden, als die „Lobgesänge auf König Ludwig“ (II, S. 169), die gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Gedichte „Der neue Alexander“ (II, S. 174), sowie das überaus anstößige Gedicht über den Ursprung des preussischen Königshauses: „Schloßlegende“, das Elfter mitzuteilen sich gescheut hat (Reclamsche Ausg. I, S. 348).

Hand in Hand mit diesen Ausfällen geht die Verhöhnung der deutschen Freiheitsbestrebungen und der Ingrimm über die Langmut der Deutschen gegenüber ihren sechsunddreißig Tyrannen. Beides zu vereinigen, konnte nur einem Charakter wie Heine gelingen. Die jungen Dichter der neuen Generation, die wie Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath glühende Freiheitsgesänge ertönen ließen und für ihre Ideale jedenfalls männlicher als Heine eintraten, kamen ihm eben so lächerlich vor, wie einst die Burschenschaftler, obgleich doch ihre Bestrebungen zum größten Teile auch die seinen waren. Aber wo ein persönliches Interesse in politischen Dingen für ihn nicht mehr in Frage kam, dünkte ihm alles Streben gleichgültig. „Er dachte stets,“ sagt sein Freund Heinrich Laube,¹⁾ „in erster Linie an seine Person, an sein persönliches Schicksal, wenn von Staatsformen die Rede war.“ Seine zahlreichen Briefe aus jener Zeit bekunden durchaus kein tieferes Interesse an den gewaltigen Bewegungen, die sich im Schoße der Völker vorbereiteten, obgleich dieselben auf die Verwirklichung des angeblichen Heineschen Ideals bürgerlicher Freiheit abzielten. Die Freiheit ist ihm nie ein Ideal gewesen. „Als vor einigen Jahren der italienische Dichter Carducci Heine in einer Ode als Freiheitshelden verherrlichte, legte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heines früherer Sekretär, der immer mit Pietät und Bewunderung von dem großen Verstorbenen geredet, eine Art Protest dagegen ein: Heine selbst habe es niemals so feierlich genommen.“²⁾

Die Freiheitsdichter der vierziger Jahre verfielen aber auch seiner Rache, weil sie hochmütig auf den gesinnungslosen, verparisierten Heine herabblickten und ihn zeitweise, wie Levin Schücking sagt,³⁾ aus der Gunst des Publikums verdrängten. Ebenso auch die Dichter, welche die Vaterlandsliebe besangen und, wie Nikolaus Becker, den Rhein für Deutschland reklamierten. Herwegh (I, S. 310, II 190), Dingelstedt (I, S. 315, 404) sowie die politischen Tendenzdichter im allgemeinen erhalten einige kräftige Schläge, bis der Dichter im „Atta Troll“ sie alle auf das Schafott befördert.

Aber was diese Dichter sangen, singt er auch selbst. Ironisch gibt er den Rat („Verheißung“ I, S. 312), die deutsche Freiheit solle kecker werden, aber vor allem den schuldigen Respekt vor Obrigkeit und Bürgermeisterei nicht beiseite setzen. Er höhnt die lieben Deutschen (II,

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 27.

²⁾ G. Brandes in der Frankf. Ztg. 24. Aug. 1889. — ³⁾ Westermann Bd. 54, S. 196.

S. 204), daß sie sich von der Vogelscheuche abschrecken ließen, an die blühenden Kirichen zu gehen; macht sich über den deutschen Michel lustig („Erleuchtung“ I, S. 318), der sich die besten Bissen vor dem Maule wegstibigen und sich mit dem Versprechen reinverklärter Himmelsfreude täuschen lasse. Nach den Märztagen 1848 (II, S. 187) verspottet er wieder den deutschen Michel, der versucht habe, sich zu ermannen und nun wieder unter der Hut von vierunddreißig Monarchen zu schlafen beginne. „Germania, das starke Kind“ (I, S. 426) erfreue sich, nachdem der starke Wind sich gelegt, wieder seiner Weihnachtsbäume; er gedenkt des heldenmütigen Kampfes der Ungarn, die von Ochsen (Oesterreichern) und Bären (Russen) überwunden werden, während Deutschland in das Foch von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden geraten sei.

Auch hier weist er auf die vom Kommunismus drohenden Gefahren hin; aber in seine Weissagungen mischt sich etwas wie geheime Freude, daß unter dem ehernen „Schritt der Arbeiterbataillone“ demnächst der Boden der modernen Gesellschaft erzittern werde. Mit dem Haß der Besitzlosen gegen die Reichen stimmt er ganz überein, und die wachsende Macht des Kapitalismus entlockt ihm in grimmigem Sarkasmus die Verse (I, S. 415):

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Ironisch gibt er den Rat (I, S. 418), vor jedem goldenen Kalbe das Weihrauchfaß zu schwingen; denn die reichen Leute gewinne man nur durch Schmeicheleien; er selbst nennt die Besitzenden (II, S. 81) das „reiche Ungeziefer“, das so mächtig verbündet sei in unseren Tagen; er beteuert in Scherz sein sollendem Ernst (II, S. 76), daß er die Reichen gern aufhängen würde, aber man mache leider aus deutschen Eichen keine Galgen für sie; er teilt, wie schon im „Ratcliff“, die Menschen ein in hungrige und satte, und er zeichnet unter dem Bilde der Wanderratten (II, S. 203) mit sichtlichem Behagen, wie die hungerigen unwiderstehlich heranrücken und sich nicht besänftigen lassen durch „Pfaffengebete und Hundertpfünder“, sondern nur durch „Suppenlogik mit Knödelgründen“ und „Argumente von Rinderbraten“; er beschwört in

einem übrigens trefflichen Gedichte (II, S. 177) die ausgemergelten Gestalten der hungernden schlesischen Weber des Jahres 1847, um durch sie einen Racheschrei gegen den König der Reichen zu begründen. All diesem Elend gegenüber aber will er im ersten Kapitel des Wintermärchens „Deutschland“ ein neues Lied singen, nicht

„Das alte Entfagungslied,
Das Ciapopeia vom Himmel,
Womit man einlulkt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.“

sondern:

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbjfen nicht minder.

Ja, Zuckererbjfen für jedermann,
Sobald die Schoten plagen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spähen.

August Bebel druckt in seinem Buche über „die Frau“¹⁾ einige dieser Verse mit Wohlgefallen ab und bemerkt dazu, daß Heine sozialistische Anwandlungen gehabt habe.

Mit besonderem Grimme kehrt sich Heine gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, als deren Symbol er die schwarz-rot-goldene Fahne beschimpft. Er nennt (I, S. 373) ihre Farben „Affensteißcouleuren“; Erzherzog Johann, der die Wahl zum „Reichsverweser“ angenommen, verhöhnt er als „Hans ohne Land“ (II, S. 205). Das Aergste bietet der 26. Gesang des Wintermärchens „Deutschland“ (II, S. 489), wo er Deutschland in behaglicher Breite mit einem Nachtstuhl vergleicht, aus dem der Mist von sechsunddreißig Gruben heraufstinkt. Was will es dagegen bedeuten, wenn er in dem schönen Gedichte „Deutschland“ (II, S. 167) sein Vaterland mit dem jungen Siegfried vergleicht, der einst den häßlichen Drachen — die Tyrannei natürlich — töten und sich die goldene Krone aufsetzen wird! Demselben Gedanken hatte er übrigens bereits in den letzten Berichten aus Paris Ausdruck gegeben (VI, S. 248, 613).

¹⁾ 9. Aufl. S. 335.

Die stärksten Ausbrüche seines Hasses sind gegen Preußen gerichtet. Er plündert den Wortschatz der Fischweiber, um alles das sagen zu können, was er auf dem Herzen hat. Man lese nur einmal: „Wechselbalg“ (I, S. 313), „Der Kaiser von China“ (I, S. 313), Gesang III und VIII des Wintermärchens. Ja, das ganze Wintermärchen ist eigentlich ein Pamphlet gegen den preußischen Staat, der es versäumt hatte, sich den Dichter zu verbinden.

Männer, die auch die Gegner mit Achtung nennen, Männer, denen er selbst Dank schuldet, werden von ihm mit allen möglichen, vielfach dem Tierreich entnommenen Titulaturen belegt. Den großen Görres nennt er (I, S. 406) eine Hyäne und dessen Sohn ein giftiges Insekt; damit ist die Art dieser persönlichen Angriffe genügend gekennzeichnet.

Die Schamlosigkeit der späteren Werke übersteigt alles Maß. Als er einen Teil der „Neuen Gedichte“, der im „Salon“ erschienen war, mit anderen zusammen als Buch erscheinen lassen wollte, stellte Gutzkow ihm freundschaftlich vor (Prölß, S. 262), daß dieselben sich als „furchtbare Nachgeburt“ früherer Gedichte doch für die Öffentlichkeit nicht eigneten. Sofort zog Heine sein hohes Roß aus dem Stall und ritt seinem einstigen Waffenbruder mit den Worten entgegen (23. August 1838): „Wie Petrons Satirikon und Goethes Elegien, so sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. . . . Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften und allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. . . . Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheirateten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage.“ Trotzdem fand Heine erst 1844 den Mut, die „Neuen Gedichte“ herauszugeben. Charakteristischer als diese, die er in gesunden Tagen dichtete, sind jene, die er auf dem Krankenlager verfaßte. Seine Sinnlichkeit lodert hoch empor; er verhöhnt sich selbst wegen seiner Schwäche (II, S. 51, Nr. 78, 79) und bedauert, eine Dirne, deren Bild vor seinem Geiste emporsteigt, nicht genießen zu haben (II, S. 93). Er besingt die Schönheit des Weibes in lüsterner Weise (II, S. 34), beginnt mit mehr als aristophanischer Freiheit den Gebrauch der Glieder des menschlichen Körpers zu erklären, um zu einem Schluß zu gelangen, den selbst Strodttmann nicht mitteilen zu dürfen glaubte (II, S. 75). Weiter vergleiche man: „Hausfrieden“ (I, S. 411), „Unvollkommenheit“ (I, S. 419) und das Gedicht Nr. 68, Bd. II, S. 40. Seinen ganzen Zynismus in nuce haben

wir in den Gedichten „Epilog“ (II, S. 110), „Vermächtnis“ (I, S. 429) sowie „Testament“ (II, S. 220).

Ueber die letzten dichterischen Erzeugnisse Heines vom ästhetischen Standpunkt unbefangen zu urteilen, ist nicht leicht, da das Gefühl des Ekels zu oft den Genuß vernichtet. Aber der Gesamteindruck ist überall derselbe. Die geniale Begabung des Mannes hat dem jahrelangen Anstürmen einer furchtbaren Krankheit siegreich widerstanden. Wie früher, so bewundern wir die prächtigen Girandolen eines unerschöpflichen Witzes, den kühnen Flug einer reichen Phantasie und die, wenn auch selten sich auftuenden Ausblicke in eine tiefe Gemüts- und Gedankenwelt. Unter den Liebesgedichten finden sich einzelne Perlen. Die ersten beiden Strophen des an Mathilde gerichteten Liedes „An die Engel“ (I, S. 425) gehören zu dem Schönsten, was er gedichtet. Weitere Lieder an Mathilde und die Mouche reihen sich diesen an. Und das an seine Mutter gerichtete Gedicht: „Nachtgedanken“ (I, S. 319) ist ein vollkommenes Erzeugnis der Kindesliebe, welche Heine nie verlassen.

Ergreifend sind die Gedichte, in denen er dem Gefühl trostloser Verlassenheit, dem verzweifelnden Gedanken, dem Tode unrettbar verfallen zu sein, der inneren Zerrissenheit Ausdruck verleiht. Er ist der Welt müde, er sehnt den Tod als Erlöser aus entsetzlichen Qualen herbei; dann aber erwacht wieder seine Liebe zum Leben und kämpft mit dem unerbittlichen Thanatos einen vergeblichen Kampf. Die ergreifendste Szene aus dieser „Lazarus“-Tragödie schildert uns das Gedicht: „Mir lodert und wogt im Hirn eine Glut“ (II, S. 98).

Ueber all diese Gedichte erhebt sich jedoch wie Waldriesen über zwerghaftes Unterholz eine Anzahl Romanzen, namentlich aus dem „Romancero“, sowie einzelne Teile aus „Atta Troll“. Gewiß leiden viele Romanzen am Mangel eines wirkungsvollen Abschlusses; gewiß wird bei manchen die Wirkung beeinträchtigt durch den Gebrauch alltäglicher Wendungen, durch nachlässigen Versbau (meist vierfüßige ungereimte Trochäen) sowie durch redselige Breite; aber es bleibt genug übrig, was als golddeckt bezeichnet werden darf. Hier tut Heine glückliche Griffe in Geschichte und Leben; er trifft den epischen Ton ausgezeichnet, stellt mit plastischer Anschaulichkeit dar und breitet über das Ganze einen wundervollen Farbenschmelz.

Das künstlerisch vortreffliche Gedicht: „Die Schlacht bei Hastings“ (I, S. 339) schildert, wie Edith den bei Hastings gefallenen König Harold, der einst sie liebte, wiederfindet und zur letzten Ruhe begleitet.

Die starke Empfindung in der Brust des rauhen Weibes ist höchst glücklich ausgesprochen. Das große Gedicht: „Firdusi“ (I, S. 364) zeigt am Schicksal des berühmten persischen Sängers symbolisch, wie den Dichtern von Gottes Gnaden hier auf Erden gelohnt wird, aber auch, wie sie über die Gunst der Großen dieser Erde erhaben sind; „Spanische Utriden“ (I, S. 395) bietet einen Ausschnitt aus der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel und zeigt in packenden Bildern die Nemesis der Weltgeschichte. Voll von Bitterkeit und ungerecht, weil es den Einzelfall aufs Allgemeine bezieht, ist das Gedicht „Der Philanthrop“ (II, S. 121), aber dichterisch bedeutend; ebenso „Jammertal“ (II, S. 124), ein in dunklen Farben gehaltenes Gemälde aus der Zeit sozialer Not, das seine Berechtigung behaupten wird, so lange die Menschen lieben und hungern. Von denselben Gedanken durchweht ist das Gedicht: „Das Sklavenschiff“ (II, S. 117), das noch späten Jahrhunderten Kunde von der wahren „Schmach des neunzehnten Jahrhunderts“ geben wird. Vollkommen nach Inhalt und Form ist „Der Asra“ (I, S. 357), dessen wenige, herrlich komponierte Strophen immer wieder das Gemüt ergreifen. Als das beste Gedicht aber dürfte „Bimini“ (II, S. 125) bezeichnet werden, welches die nie befriedigte Sehnsucht nach der goldenen Jugendzeit tief sinnig-symbolisch hinaus singt.

Ueber den Wert anderer Gedichte werden die Meinungen sehr auseinander gehen. „Ritter Olaf“ (I, S. 273) und „Kampfsinit“ (I, S. 329) scheinen mir nicht hochzustehen; „Pomare“ (I, S. 345) gefällt den „Modernen“ so gut, daß Griesebach¹⁾ darüber sagt, es sei ein brillantes Gedicht, „worin Heine die Tragik der modernen Hetäre in wenigen unvergänglichen Strichen zeichnet“; „Bislipugli“ (I, S. 373), ein episches Gedicht aus der Zeit der Eroberung Mexikos durch Cortez, findet ebenfalls Griesebachs höchsten Beifall; ²⁾ ich kann mich nicht halb so hoch schwingen. In roh wügelnder Art, aber nicht gerade ausnehmend geistreich, wird da ein tieftragisches Stückchen Weltgeschichte ins Komische gezogen. Dagegen werden wohl alle das bekannte Gedicht von den beiden Rittern Krapülinsky und Waschlappsky (II, S. 353) ebenso boshaft wie komisch finden.

Heines Polemik gegen die deutschen Freiheitsdichter der vierziger Jahre in dem großen epischen Gedichte „Atta Troll“ hat heute nur wenig Interesse; der romantische Teil des Liedes aber wird leben, solange im deutschen Volke noch Sinn für „mondbeglänzte Zaubernächte“

¹⁾ S. 257. — ²⁾ S. 255.

vorhanden ist. Hier (von Gesang XII ab) hat sich der Dichter, wie er selbst gesteht (VII, S. 19), noch einmal allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn hingegeben und (II, S. 422) nicht das, aber sein letztes „Waldlied der Romantik“ gesungen. Den vorzüglichsten Teil des Gedichtes bildet die dramatisch bewegte Schilderung der wilden Jagd (Gesang XVIII, XIX).

Das Wintermärchen „Deutschland“ schildert unzweifelhaft nach Voltaires: „Scarmantados Reisen“ mit der nötigen dichterischen Freiheit die Erfahrungen Heines auf seinem Ausflug nach Hamburg 1844. Die deutsche Literatur hat wohl kein Werk aufzuweisen, in dem ein größeres Maß von Gehässigkeit, Grobheit und schneidiger Satire aufgespeichert läge. Jeder Gesang beweist das Genie des Dichters. Aber er ist nicht der Champion einer großen Idee, sondern der Knecht seines unversöhnlichen Hasses gegen Preußen, Deutschland und die katholische Kirche. Der höhere Gesichtspunkt, der allein der Satire Berechtigung gibt, der Ausblick auf bessere Zustände und eine schönere Zukunft fehlt hier gänzlich. Der Dichter nimmt seine Keule und schlägt den verhassten Bau in Trümmer — was dann kommen soll, ist nicht seine Sorge. Die nihilistische Gesinnung seiner letzten Lebensjahre kommt im Wintermärchen konzentriert zum Ausdruck.

Heine war sich der vaterlandsfeindlichen Tendenz seiner Dichtung klar bewußt; keiner seiner Verehrer wird hinauskommen über die Stelle in seinem Briefe an Detmold vom 14. September 1844: ¹⁾ „Da das Opus nicht bloß radikal, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich.“

In Aachen sieht er zum erstenmal wieder preußische Soldaten, die er mit den Worten schildert:

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Dort erblickt er auch den preußischen Adler wieder, der ihm die Worte entlockt:

Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

¹⁾ Deutsche Rundschau 1885, I, S. 448.

In Köln meint er sich auf jenem Boden zu befinden, wo der „Cancan des Mittelalters“ von Mönchen und Nonnen getanzt wurde, wo „Dummheit und Bosheit“, „gleich Hunden auf der freien Gasse“ buhlten und des „Geistes Bastille“, der Dom, errichtet wurde. Der Kölner Dom, prophezeit er, werde nicht vollendet, sondern als Pferdestall verwendet werden; offenbar soll diese Weissagung eine Antwort auf die Wiederaufnahme der Arbeiten sein, an die Friedrich Wilhelm IV. am 4. September 1842 den Wunsch nach der Einigung Deutschlands geknüpft hatte. Dann hat er mit dem Vater Rhein eine längere Unterredung, in welcher der Alte sich bitter über Nikolaus Becker beklagt, der das Lied gedichtet: „Sie sollen ihn nicht haben;“ er, der Rhein, habe im Gegenteil oft mit Tränen zum Himmel um die Rückkehr der Franzosen gebeten. Auf der Straße begegnet ihm ein phantastischer, mit einem Beil bewaffneter Gefelle, der sich ihm als der „Knecht seiner (Heines) Gedanken“ vorstellt. Nachts träumt der Dichter, er sei mit dem unheimlichen Manne in den Dom gegangen und habe die heiligen drei Könige auf ihren Sarkophagen aufrecht sitzend gefunden. Er fordert sie auf, den Dom zu verlassen, weil sie der Vergangenheit angehörten und in der Kathedrale der „Zukunft fröhliche Kavallerie“ hausen solle. Gleichzeitig wendet er sich zu seinem Begleiter, der den Blick seines Herrn sofort versteht, und die „armen Skelette des Aberglaubens“ ohne Erbarmen niederschlägt.

In Mülheim ereifert sich Heine wieder über die Preußen, diese „spindeldürren Gäuche“, die jetzt so dicke Bäuche sich angemästet hätten, die blassen Canaillen, die ausgesehen wie Liebe, Glauben und Hoffen und sich nur rote Nasen angesoffen hätten. In Hagen freut er sich der deutschen Küche und stimmt einen augenscheinlich ernst gemeinten Hymnus auf die Westfalen an; im Teutoburgerwalde gibt er eine ergötzliche Betrachtung zum Besten, was aus Deutschland geworden, wenn Varus den Cheruskerfürsten besiegt hätte. Einer Schar von Wölfen versichert er, daß er ihnen noch immer ein treuer Mitwolf sei und nicht daran denke, Hofrat in der Lämmerhürde zu werden.

Den Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

Bei Paderborn sieht er das Bildnis des Gekreuzigten, an den er eine höhnische Anrede hält, die eine Satire gegen deutsche Zustände darstellen soll. Auf der Weiterfahrt fällt ihm ein, was seine Amme ihm

einst von Kaiser Rotbart im Kyffhäuser erzählte, und er knüpft daran eine prächtige Phantasie; aber hinterher kommt eine bittere Satire auf die Armseligkeit des deutschen Reiches und seine Vertreter. Rotbart ist ein gemütlicher Antiquar, der mit der Wiederherstellung des deutschen Reiches durchaus keine Eile hat. Er erkundigt sich nach den Weltbegebenheiten während der letzten Jahrhunderte und erfährt zu seinem Entsetzen, daß man es gewagt habe, einen König und eine Königin zu guillotinieren. Rotbart gerät in großen Zorn, der sich in heftigen Ausdrücken auch gegen Heine Luft macht. Da plagen auch Heine „die allergerheimsten Gedanken“ heraus, und er beschimpft das Kaisertum und die schwarzrotgoldene Fahne.

In Minden wird es Heine etwas ängstlich zumute, weil er sich innerhalb der Mauern einer preußischen Festung befindet; er träumt nachts sogar, daß der preußische Adler seinen Leib umklammert halte und ihm die Leber wegfreße — eine bescheidene Andeutung des zweiten Prometheus.

Ueber Hannover, das Heine Gelegenheit zu Spötteleien über dessen Herrscher gibt, gelangt er nach Hamburg. Er unterrichtet uns, unter der wiederholten Beteuerung, daß beim zufälligen Anblick des preußischen Adlers sich ihm „das Essen im Magen“ herumdrehe, zunächst über Hamburger Verhältnisse und Personen, die niemanden interessieren als Heine und die Hamburger, und führt uns dann eine Phantasie vor, derenwegen allein das Wintermärchen geschrieben ist. In einer berühmten Straße Hamburgs begegnet er der Göttin Harmonia, die er anfangs für eine seiner gutmütigen Freundinnen hält. Sie führt ihn in ihre Kammer, wo er sein Porträt, mit frischen Lorbeeren umkränzt, an der Wand erblickt — an diesem Ort und in dieser Gesellschaft eine unfreiwillige Satire Heines auf seine Muse. Sie fragt ihn, weshalb er nach Deutschland gekommen, und er entgegnet, daß es die Liebe zum — Vaterlande gewesen sei! Die Göttin gibt nun ihre Ansichten über Deutschlands Zustände zum Besten und erbiethet sich, ihm die Zukunft seines Vaterlandes zu offenbaren. Sie zeigt ihm den Nachstuhl Karls des Großen und bittet ihn, den Deckel aufzuheben, da werde er die Zukunft erblicken.

Die Verehrer Heines können nicht genug den Aristophanischen Witz des Wintermärchens rühmen. Ob jener „ungezogene Liebling der Grazien“ im 19. Jahrhundert gedichtet haben würde, wie er es im 5. vor Christus getan, darf man bezweifeln.

Von den prosaischen Schriften der letzten Lebensjahre: Die Tanzpoemata „Göttin Diana“ und „Faust“, sowie die Erläuterungen zu letzterem:

„Die Götter im Exil“ (eine Abhandlung über die Umwandlung der alten heidnischen Götter in moderne Dämonen), „Geständnisse“ und „Memoiren“ haben nur die beiden letzten Bedeutung. In den „Geständnissen“ (Bd. VI) gibt er Auskunft über die Aenderung seiner religiösen Weltanschauung. Er betont entschieden seine Rückkehr zum Gottesglauben und beteuert hier, wie schon drei Jahre zuvor im Vorwort zum „Romancero“, daß er alles nicht geschrieben haben möchte, was er gegen das Dasein Gottes je veröffentlicht; indessen sind seine Versicherungen manchmal so ironisch gefärbt, daß man an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln könnte. Vom Atheismus will er nichts mehr wissen (VI, S. 41), weil er schon bei „Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen“ heimisch geworden, und weil er ein Bündnis geschlossen mit dem Kommunismus (VI, S. 42). Dieser aber bedeute den Tod der Zivilisation, ein Gedanke, den er auch an anderen Stellen ausführt (VII, S. 143, 144, 418, 419).

Das sind allerdings keine allzu ernsthaften Gründe, seine Ueberzeugung zu ändern. Hier zeigt sich in Heine nicht allein der Poet, sondern auch der Genußmensch, der den kommunistischen Zukunftsstaat trotz der Gewährleistung großer „sittlicher“ Freiheit nicht lieben kann, weil er ihn in anderer Weise beschränken würde. Er ist zu „fein“, um sich noch mit dem einst so geliebten, jetzt tief gehaßten (VI, S. 43) Volke gemein zu machen, dessen gewaltige, die Revolution machenden Fäuste er jedoch zu schätzen weiß.

Seines Memoiren (VII) erschienen erst nach seinem Tode und zwar nur in einem Bruchstück, das seine Jugendjahre behandelt. Sie bieten anziehende Schilderungen, aber nur wenig Material für sein Leben und seine Charakteristik.

Sehr interessant ist sein Verhalten gegenüber Napoleon III. Am 21. April 1851, also vor dem Staatsstreich, schreibt er an Kolb, er sei mit Leib und Seele für den Präsidenten, weil derselbe ein Neffe des Kaisers und ein wackerer Mensch sei und durch die Autorität seines Namens größerm Unheil entgegenwirke. Nach dem 2. Dezember 1851 ändert sich seine Meinung. Er äußert Kolb (13. Februar 1852) seine Freude, daß Napoleon die Dummköpfe der Kammer übertölpelt habe, gleichzeitig aber auch seinen Schmerz, daß nun die schönen Ideale von Freiheit und Gleichheit zertrümmert am Boden lägen. Da kommt mit dem 2. Dezember 1852 die Wahl Napoleons zum Kaiser, und mit diesem Tage singt er ein anderes Lied. Er nennt (VI, S. 543) den 20. Dezember¹⁾

¹⁾ Wo einzelne Mächte Napoleon III. bereits anerkannt hatten.

1852 die vollständige Genugtuung für das bei Waterloo gekränkte Nationalgefühl der Franzosen und freut sich in tiefster Seele dieses Triumphs, wie er einst die Niederlage so schmerzlich mit empfunden (VI, S. 538). Das war selbst Heines Verleger zu viel, und er schrieb ihm (17. April 1854)¹⁾: „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung ins Gesicht.“ Heine war infolge dieses Briefes klug genug, den „Waterloo“ überschriebenen Teil aus den „Geständnissen“ zurück zu halten.

Gewiß tat er es mit schwerem Herzen, denn er hatte eine bestimmte Absicht: er wollte Napoleon III. sich günstig stimmen, wie er es schon bei anderen Fürsten versucht hatte. Camilla Selden, seine Verehrerin, erhebt diese Vermutung zur Gewißheit, indem sie, anknüpfend an die beständige Geldnot der Eheleute Heine, sagt²⁾: „Verbürgen kann ich indessen die Tatsache, daß Heine, der von dem Wahn besessen war, sich für einen bedeutenden Politiker zu halten, gerade zu der Zeit Versuche gemacht hat, mit der Regierung des zweiten Kaiserreichs Fühlung zu gewinnen, als sein Tod diesem eben so erniedrigenden als unbedacht-samen und kindischen (!) Unterfangen ein jähes Ende bereitete.“ Wir haben keinen Grund, diese Aussagen einer intimen Freundin Heines, die in den letzten Lebensjahren fast täglich um ihn war, zu bezweifeln.

Die letzten drei Lebensjahre brachten Heine neben seinem körperlichen Leiden auch viel seelisches Ungemach. Die Zahl seiner Gegner in Deutschland stieg, und die Zeitungen richteten manchen scharfen Angriff gegen den einst so gefeierten Mann. Die Augsburger allgemeine Zeitung brachte 1854³⁾ einen längeren Schmähartikel, der vernichtend wirken mußte. Er kam zu Heines Kenntnis und regte ihn furchtbar auf. Er wurde immer einsamer. Die Franzosen schienen ihn vergessen zu haben⁴⁾, und Deutsche kamen nur selten an sein Krankenlager. Letztere schieden von ihm mit den Gefühlen tiefsten Mitleids und hoher Bewunderung ob seines Leidens und seiner ungeschwächten Geisteskraft. Mehr als einer aber äußerte⁵⁾, daß man ihm gegenüber zu einem reinen und freien Empfinden nicht gelange, daß er abwechselnd anziehe und abstoße. Sein Freund Heinrich Laube, der ihn 1855 noch sah, drückt sich noch schärfer aus⁶⁾: „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von

¹⁾ Strodtmann II, 434. — ²⁾ Schorer 1885, S. 408. — ³⁾ S. 4313. — ⁴⁾ Meißner, Geschichte meines Lebens I, 216. — ⁵⁾ Z. B. Fanny Lewald, Westermann Bd. 61, S. 129.

⁶⁾ Gartenl. 1868, S. 27.

unten auf absterbende Kreatur, die unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus. Die ganze Wahrheit zu gestehen, dieser letzte Eindruck war, abgesehen von natürlichem Mitleiden, sehr peinlich.“

Nur einige weibliche Verehrerinnen, wie seine Freundinnen Karoline Jaubert, die Fürstin Belgiojoso, die Gräfin Kalergis, die Engländerin Lady Duff Gordon, besuchten ihn häufig und suchten seine letzten Lebenstage zu erheitern.

Vor allem war es aber eine geheimnisvolle junge Dame, Camilla Selden, wie sie sich später nannte, die noch zu einem seelischen Ereignis ersten Ranges im Leben des absterbenden Dichters werden sollte. Der in der Matragengruft lebendig Begrabene entbrannte in heftigster Leidenschaft zu der etwas pikanten, schönen, mit Pariser Chic deutsches Gemütsleben verbindenden jungen Frau, die ihm wie ein Trostesengel an seinem Krankenbette erschien. Das Verhältnis, das an des greisen Goethe Beziehungen zu Ulrike von Levechow erinnert, hat etwas Pathologisches an sich, das nur dadurch verständlich wird, daß sie eine begeisterte Verehrerin des Dichters war und von dem glänzenden Geiste in dem halb toten Körper angezogen wurde. Wahrscheinlich steckte bei ihr auch eine gute Portion weibliche Eitelkeit dahinter. Ihn zog neben der lieb-reizenden Gestalt wohl vor allem auch ihr Geist an, das Verständnis und die Teilnahme, die sie seinem Schaffen entgegenbrachte. Stundenlang saß sie an seinem Schmerzenslager, las ihm vor, schrieb Briefe für ihn und machte für ihn Korrekturen; was Wunder, wenn er untröstlich war, sobald er sie einen Tag missen mußte, und ihrer Inspiration noch verschiedene leidenschaftliche Lieder verdankte? Seine Frau Mathilde war ungebildet und hatte kein Verständnis für sein literarisches Schaffen; sie mußte ihn geistig herabziehen. Der Einfluß der Selden aber zeigt, wie sehr eine kongenialere Frau ihn früher hätte heben können, da sie jetzt noch solche Macht besaß.

Die Billets, die der Dichter an seine Geliebte richtete, sind für einen Sterbenden allerdings von einer geradezu peinlichen Leidenschaft, voll Zärtlichkeit und Liebesbedürfnis, das von sinnlichen Regungen keineswegs frei ist. Das Postskriptum enthält gewöhnlich eine kurze Bemerkung über den trostlosen Zustand des Dichters.

Wer die „Mouche“ — so nannte sie Heine nach ihrer Pestschaft, auf der eine Fliege eingraviert war —, die in Heines Leben eine so große, eigenartige Rolle spielte, eigentlich war, ist nie recht aufgehehlt

worden. Sie hieß mit ihrem richtigen Namen Elise von Arieniz und soll in Prag geboren sein. Schon jung nach Paris gekommen, fiel sie einem gewissenlosen Roué zum Opfer, der sie zwar ehelichte, aber unter dem Vorgeben, sie sei geisteskrank, bald in ein Irrenhaus steckte, um sie los zu werden. Von dort gelang es ihr jedoch, nach England zu entfliehen, von wo sie nach Wien ging. Im Herbst 1855 erschien sie dann, vom Zauber einer romantisch-unglücklichen Ehe und schnöder Verfolgung umgeben, als weltkluge, achtundzwanzigjährige Frau wieder in Paris, wo sie sich bei Heine dadurch einführte, daß sie ihm Kompositionen und Grüße des Wiener Komponisten Frhr. Vesque von Puttlingen überbrachte.¹⁾

Selbstverständlich sah Frau Mathilde in der „Mouche“ auch bald die Nebenbuhlerin. Sie erwiderte deren Begrüßung kaum und verließ das Krankenzimmer sofort bei ihrem Eintreten. Auch lehnte sie es entschieden ab, auf ihres Gatten Wunsch, die „Mouche“ öfters zum Mittagstisch einzuladen, auch nur einmal einzugehen. Man wird diese Haltung Mathildes mehr als verstehen, wenn man bedenkt, daß diese es mit ansehen mußte, wie die Fremde ihr die letzte Liebe ihres Gatten stahl. Rohut²⁾ bemerkt dazu, daß Mathilde die „Mouche“ überhaupt ungehindert zum Krankenbette ihres Mannes ließ: „Man glaube ja nicht, daß Mathilde nicht eifersüchtig gewesen wäre. Sie gab in dieser Beziehung ihrem Gatten nichts nach, und zuweilen haben dessen Extravaganzen zu lebhaften Auftritten Veranlassung gegeben; aber als er sterbenskrank darniederlag, wollte sie seine erotischen Neigungen nicht niederhalten, sondern drückte hochherzig ein Auge zu. Keiner der Biographen hat diese heroische Tat eines liebenden Weibes nachdrücklich genug betont.“

Von Winter 1854/55 an war Heines Leiden ein langsames, aber heldenhaft ertragenes Sterben. Am 17. Februar 1856 endlich hauchte er seine Seele aus.

¹⁾ Kaufmann, Heines Liebesleben, 1897, S. 120 f. — ²⁾ A. a. O., S. 297.

